

„Bürgerschreck Punk?“ Kulturwissenschaftliche Einblicke in die Lebenswelten
einer Grazer Randgruppe

Forschungsbericht im Auftrag des Magistrats Graz

Vorgelegt am 31.01.2005 von

Mag. Diana Reiners

Mag. Gerlinde Malli

Mag. Gilles Reckinger

Inhaltsverzeichnis

INHALTSVERZEICHNIS	1
EINLEITUNG	2
KULTUR DES PUNK	5
DIE GRAZER GRUPPE DER „PUNKS“	10
DER HAUPTPLATZ: TRANSFORMATIONEN DES URBANEN RAUMES	13
Konsumwelt	13
Ästhetisierung	16
BEGEGNUNGEN AM HAUPTPLATZ	21
Unauflösbare Verkettungen	23
DISKURSE	26
Die StandlerInnen	27
Sauberkeitsdiskurse	30
Sicherheitsdiskurse	35
IM AUGEN DES GESETZES	38
IM ZENTRUM DER MACHT	42
Kapital der Erfahrung	46
Gezählter Widerstand	48
SOZIALE ARBEIT MIT „PUNKS“	66
Arbeitende „Punks“ im Diskurs	66
Ein Grazer Arbeitsprojekt	67
Institutionalisierung mit Nebeneffekten	70
Ein Projekt aus Bremen	73
Aus der Perspektive der linken Hand des Staates	75
SCHLUSSBEMERKUNG	83
LITERATUR	85
ELEKTRONISCHE QUELLEN	90

Einleitung

Die vorliegende Studie basiert auf dem formulierten Bedarf der AuftraggeberInnen nach einer kulturwissenschaftlichen Untersuchung über die „Hauptplatz- bzw. Stadtparkpunks“ von Graz, der an Prof. Dr. Katschnig-Fasch (Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie der Universität Graz) herangetragen wurde, und die uns die Planung und Durchführung dieser Studie anvertraute. Der Bericht stellt die Ergebnisse dieser viermonatigen empirischen Forschung vor.

Die Standpunkte und Sichtweisen von RepräsentantInnen unterschiedlicher Institutionen prallen im medialen Diskurs aufeinander; die Standpunkte und Sichtweisen der „Punks“ bleiben weitgehend ungehört. Um eine Aussage über „Punks“ und ihre Lebenswelten zu treffen, die wiedergibt, was sie denken, fordern und wollen, ist zunächst eine Analyse der öffentlich gemachten Zuweisungen vonnöten: Medien, politische Interessen und profitorientierte Unternehmen spannen ihre Diskurse über eine Gruppierung, deren letzte vermeintliche Freiheit darin zu bestehen scheint, sich diesen Diskursen zu verweigern (Büsser 1997).

Die vorliegende Forschungsarbeit verfolgt eine zweifache Zielsetzung. Einerseits war unser Forschungsinteresse auf die Perspektiven und Positionen der „Punks“ gerichtet. Dabei ging es uns darum, mit einer verstehenden Methode (Bourdieu 1997) Einblick in ihre Lebenssituationen, in ihre Problemlagen, Identitäten, Umgangsstrategien und Bedürfnisse zu gewinnen. Zentral war die Frage nach den soziokulturellen Bedingungen ihrer Lebensverläufe.

Eine zweite Zielsetzung bestand in der Analyse der Problematisierung der „Punks“ in der Grazer Öffentlichkeit. Den empirischen Beobachtungen und Interviews mit den „Punks“ wird so eine Untersuchung der in Veränderung begriffenen sozialen und kulturellen Bedingungen der Gesellschaft, die sich im städtischen Raum ausdrücken, zur Seite gestellt. Zudem galt unser Interesse den mittelbar Betroffenen, den SozialarbeiterInnen, die im Auftrag der Stadt mit der Integration bzw. Verwaltung der „Punks“ betraut sind und tagtäglich an ihrem Leben teilnehmen.

Die Diskussion um die „Punks“ in Graz, die im Frühjahr 2004 begonnen hat, ist in erster Linie als politisch-ideologischer Konflikt zwischen unterschiedlichen Interessengruppen anzusehen. An der Gruppe der „Punks“ haben sich, insbesondere in der letzten „Eskalation“, wie die lokale Medienlandschaft titelte, lokalpolitische Konflikte, aber auch global wirkende Trends entladen. Die „Punks“ werden als öffentlicher Störfaktor empfunden, weil sie die dunkle Seite einer Gesellschaft zeigen, die zunehmende Teile der Bevölkerung ausschließt, aber die Auswirkungen dieser multiplen Ausgrenzungen von der sichtbaren Oberfläche

verdrängen will.

Zur Vorbereitung der Feldforschungsphase wurde Literaturrecherche österreichischer und internationaler wissenschaftlicher Publikationen zu den angeführten Thematiken, sowie Rechtsgrundlagen zu den Gesetzesvorlagen des nun beschlossenen Landessicherheitsgesetzes durchgeführt, die eine Einschätzung und Zuordnung von Problemlagen ermöglichte, sowie als theoretische Grundlage der Feldforschung notwendig war.

Im Mittelpunkt der ersten Arbeitsphase standen die Recherche der Medienberichterstattung, die Analyse der medienpräsenten Darstellungen und Diskurse, sowie Informationsgespräche und Interviews mit ExpertInnen und BenutzerInnen des Hauptplatzes zur Thematik, um die Perspektiven der unterschiedlichen Interessengruppen zu erheben. Dazu wurden 14 einstündige ExpertInnengespräche mit VertreterInnen von Interessengruppen, PolitikerInnen, SozialarbeiterInnen, PolizistInnen, PlanerInnen und WissenschaftlerInnen in sozialwissenschaftlicher Herangehensweise mit vorbereiteten Fragen geführt und ausgewertet. Durch die Teilnahme an Veranstaltungen, die sich mit dem Thema der „Punks“ am Hauptplatz beschäftigten, wurde diese Arbeit ergänzt.

Im Mittelpunkt der zweiten Projektphase standen intensive teilnehmende Beobachtungen und Gespräche *in situ* mit der Gruppe der „Punks“ am Hauptplatz. Dadurch konnte Einblick in die Dynamiken der Gruppe, in die Beziehungen zu anderen Jugendgruppen, in Problemlagen und die Lebenssituationen gewonnen werden. Durch die Vermittlung eines Sozialarbeiters konnten wir die Wohneinrichtung in der Kärntner Straße besuchen, außerdem begleiteten wir einzelne Gruppenmitglieder in andere lebensweltliche Kontexte.

Die Zielgruppe dieser Forschungsarbeit bilden also jene 30 vorwiegend jungen Erwachsenen und Jugendlichen, die mit sozialarbeiterischen Maßnahmen des Magistrats Graz konfrontiert sind und in der Öffentlichkeit als „die Punks von Graz“ wahrgenommen werden. Die Zuschreibung „Punk“ hält je nach politisch-ideologischem Hintergrund der Interessengruppen unterschiedliche Bedeutungen und Vorstellungen bereit: Sie werden als SozialschmarotzerInnen, SchmutzverbreiterInnen, geschäftsschädigend, aggressiv, widerständig, gefährlich oder gefährdet dargestellt. Selbst der Sozialarbeit ist ein Interesse an der Gruppe eingeschrieben: Ihre Existenzberechtigung wird wesentlich vom Eingeständnis der Gruppe, an ihrem Zustand zu leiden (Gros 2004), getragen. Dass man ihnen mit sozialarbeiterischen Maßnahmen begegnet, deutet auf ihren inferioren Status hin und auf die bürgerliche Vorstellung, über Aktion und Integration eine Korrektur ihrer Lebensweisen vornehmen zu können.

„Punk“ ist also nicht nur die Selbstbezeichnung einer stilbildenden Jugendkultur, sondern auch eine Zuschreibung von außen, die unterschiedliche Konnotationen bereithält. Dass viele,

die der Gruppe angehören, sich selbst gar nicht als „Punk“ bezeichnen oder diese Zuschreibung als Stigmatisierung empfinden, bleibt weitgehend unbeachtet. Wir haben uns dafür entschieden, die Bezeichnung „Punk“ unter Anführungszeichen zu verwenden, weil andere Qualifikative der Heterogenität der Szene am Hauptplatz ebenso wenig gerecht werden und um sie von anderen Jugendszenen zu unterscheiden.

Mit der vorliegenden Arbeit soll der politischen und medialen Inszenierung des Problems der Stadt mit einer Randgruppe eine kulturwissenschaftliche Untersuchung gegenüber gestellt werden, die die Sichtweisen und Lebenswelten der Betroffenen in den Vordergrund rückt. Damit soll ein Beitrag dazu geleistet werden, Ängste und Zuschreibungen seitens der Öffentlichkeit bewusst zu machen und Toleranz für Differenz zu stärken.

Kultur des Punk

Der Begriff des „Punk“ umfasst die Musikrichtung Punk und darüber hinaus auch Kleidung, Styling, Einstellungen und Auftreten. Dies führt zu einem oft unpräzisen Gebrauch des Begriffes. Die Bezeichnung „Punk“ wurde ursprünglich in unterschiedlichen Kontexten abfällig benutzt (sie stand v.a. im amerikanischen Englisch u.a. für Prostitution, Homosexualität, Wertlosigkeit und Schwäche). Das Oxford Advanced Learner's Dictionary definiert Punk zuerst über Punkrock, in zweiter Linie einen Punk als „person who likes punk music and imitates the appearance of punk musicians, e.g. by wearing metal chains, clothes with holes in and brightly coloured hair.“ Hier wird von außen eine Stil-Ästhetik festgeschrieben, die auf subjektiven Beobachtungen beruht, die aber auf diese Weise auch eine Festlegung auf ein bestimmtes Bild konstruiert, das wiederum zum Teil Realität schafft. Die dritte Definition bezeichnet den Punk als „badly-behaved young man or boy“, zuletzt wird unter Punk auch „worthless stuff“ und „rubbish“ verstanden. Zu Beginn der 1970er Jahre wurde der Begriff Punk erstmals von einigen US-amerikanischen Bands in Zusammenhang mit Musik gebracht.

Die begriffliche Unschärfe ist deshalb bedeutsam, weil sie Raum schafft für vielfältige Projektionen, Missverständnisse, Interpretationen von Menschen, die verschiedene der angeführten Attribute aufweisen, was wiederum ein Verständnis der Lebenswelten der betroffenen Menschen erschwert. Die diskursive Vermischung von künstlerischem Lebensstil, Kommerz, politischen Haltungen und sozialem Abstieg verstellt den Blick auf die einzelnen Menschen, mithin auch auf die verbindenden Probleme der Gruppe, weil sie durch die Etikettierung vor allem die Dynamik jeder (Sub-)kultur verkennt: wie auch immer die Zugehörigkeitsgefühle der Grazer „Punks“ gelagert sein mögen, sie haben kaum mehr etwas mit der ursprünglichen, in sich bereits äußerst heterogenen Punkbewegung zu tun.

Die Jugendkultur des Punk entstand in den 1970er Jahren in England als Reaktion auf die Massenarbeitslosigkeit Jugendlicher der weißen Arbeiterklasse, als Negation der Mainstreamkultur, die sich insbesondere in einer Trash-Ästhetik und in Punk-Musik ausdrückte. Anders als andere Subkulturen war Punk nicht *gegen* die Werthaltungen der Gesellschaft gerichtet, mit der Utopie einer Revolution der Werte, sondern als Lebensform *neben* der Gesellschaft, deren Mitglieder nicht den Regeln der Gesellschaft folgten, aber im Gegenzug nichts von der Gesellschaft forderten (und die auch nicht auf revolutionäre Gesellschaftsveränderungen gerichtet war).

Der Anspruch auf Durchdringung aller Lebensbereiche war ein zentrales Element von Punk. Das Leben wurde als Gesamtkunstwerk verstanden, somit widersprach das Konzept von Punk

der Vorstellung, dass Subkultur etwas sei, das man in der Freizeit ausübe. Von seiner kulturellen Praxis her durchdrang Punk zwar das Alltagsleben, aber im Gegensatz zu vielen anderen kulturellen, avantgardistischen Bewegungen war dieser Ansatz nicht in einem Manifest verankert (Grimm 1998).

Einerseits verstanden sich „Punks“ als Rebellen, andererseits verweigerten sie aber eine klare Kritik an den gesellschaftlichen Zuständen. Punk artikuliert sich durch eine klare Körpersprache und durch eine konfrontative Haltung. Emotionale Äußerungen wurden durch konfrontative Statements ersetzt, demnach war das Sabotieren von Erwartungshaltungen zentral für Punk. Punk definierte sich über eine Anti-Ästhetik, die sich als Negativ zu bestehenden gesellschaftlichen Werten verstand. Damit ging ein Interesse an der Provokation einher, am Schockieren. Bestehende Strukturen sollten einfach zerschlagen werden, ohne nach konkreten politischen und gesellschaftlichen Ursachen und Schuldigen von Missständen zu suchen. Die Provokationen bezogen sich auf Kontexte, die mit Tabus belegt waren. So führte etwa der Titel „God save the Queen“, eine Demontage und Verunglimpfung der englischen Königin, anlässlich des 25-jährigen Thronjubiläums von den Sex Pistols geschrieben, dazu, dass die Sex Pistols vom britischen Parlament als akute Bedrohung der Gesellschaft gesehen wurden, was etwa dazu führte, dass die Platten vom Markt genommen und eingestampft wurden und aus den BBC Charts gestrichen wurden.

Die Aussagen im britischen Punk sind weniger als Kritik denn als Negation zu verstehen. „Die Musik verdammte Gott und den Staat, Arbeit und Freizeit, Heim und Familie, Sex und Vergnügen, das Publikum und sich selbst und machte es dadurch für kurze Zeit möglich, alle diese Dinge nicht als Tatsachen, sondern als ideologische Konstrukte anzusehen, als etwas Fabriziertes, das sich völlig ändern oder völlig abschaffen ließ.“ (Marcus 1996, 11f.) Die totale Negation stellte alles in Frage und suggerierte so zugleich, alles sei möglich. Es drehte sich alles um Hässlichkeit, Böses und Abstoßendes, um eine fundamentale Kritik an der Massenkultur aus der Popkultur heraus. Diese Kritik gebärdete sich selbst als Massenkultur (Marcus 1996, 71f.). Das Aussehen der „Punks“ war kein modisches Statement, sondern ein Zur-Schau-Stellen ihres in den Körper eingeschriebenen Scheiterns als gesellschaftliche Tatsache (Marcus 1996, 74).

Die Rolle des Rebellen, der sich außerhalb der Gesellschaft bewegt, ist als Inszenierung zu begreifen. Zwischen den sozialen Hintergründen der „Punks“ und der individuellen Artikulation besteht kein Kausalzusammenhang. Der Anspruch, „für eine benachteiligte gesellschaftliche Gruppe zu sprechen, [dient] oft eher der Inszenierung des rebellischen Subjekts [...], als daß es einer ‚authentischen‘ Befindlichkeit oder einem klaren politischen Bewußtsein entspringt.“ (Grimm 1998, 64) Die *No Future*-Mentalität unterscheidet die

Punkbewegung auch von anderen Jugendbewegungen oder -subkulturen, denn andere Jugendbewegungen haben zumeist ein Projekt oder verkörpern eine gesellschaftliche Utopie – im Punk hingegen wird beides negiert, mithin auch der Anspruch, überhaupt eine Bewegung darzustellen (Marcus 1996).

Auf den Veranstaltungen von „Reclaim the Hauptplatz“¹ in Graz war ein Protestsong von Quetschenpaua zu hören, dessen offenbar bekannte Phrase „Und lass uns nicht über die Zukunft labern, so lange wir noch nicht mal ’ne Gegenwart haben“ das Verständnis der heutigen Punksszene spiegelt und von den „Punks“ und SympathisantInnen der Punkmusik mitgeschrien wurde. Die Negation, die daraus spricht, muss aber anders interpretiert werden als jene, die die Punkmusik der 1970er Jahre inszenierte: heute – und vor allem bei den „Punks“ der Straße – spricht daraus eine fatalistische Desillusionierung, die aus der Erfahrung der eigenen Biografie heraus entsteht, und die nicht mehr die aggressive Provokation gegenüber der Gesellschaft vermittelt, sondern eigentlich Machtlosigkeit und Resignation zeigt: einen Lebensentwurf, der den mangelnden Zukunftsperspektiven und der Ausgrenzung in der Gesellschaft zuvorkommt, indem er Ziele von vorne herein negiert und die Perspektivlosigkeit als eigene Entscheidung darstellt.

Punk ist wie jede Jugendkultur nicht statisch, sondern permanent in Veränderung begriffen. Die britische Punkbewegung währte relativ kurz, von ca. 1976 bis 1978. Die Punkbands, die sich in dieser Zeit einen Namen gemacht hatten, lösten sich auf und mit oder nach ihnen die Punkbewegung. Andere Punkbands integrierten sich zunehmend in den Kanon etablierter Rockbands (Grimm 1998). Als kulturelle Protestbewegung ist Punk in den 1980er Jahren zusammengebrochen, wurde von der neuen Bewegung *Hardcore* abgelöst und wird von ethnografischen Jugendstilforschungen seit den 1990er Jahren, trotz Wiederbelebungsversuchen, als gescheitert bezeichnet. Dieser Befund ist auf die Vereinnahmung durch die kapitalistische Gesellschaft zurückzuführen, gegen die sich die Punkbewegung wehrte. Die ursprünglich aggressive Idee wurde und wird im Ausverkauf – so der Szene-Jargon – verramscht. „[Punk] haben die Entwerfer, Stylisten und Hersteller, die die Straßenstile für Massenkonsum genießbar machen, verschluckt, durchgekauft, mit Weichmachern versetzt und wieder herausgewürgt“ (Polan 1983). Bazon Brock geht in seiner These davon aus, dass kulturelle Differenzen nicht mehr über eine offensichtliche Zerstörung ausgeglichen werden, sondern über assimilatorische Annullierung. Einer Membran ähnlich

¹ „Reclaim the Hauptplatz“ ist ein Zusammenschluss mehrerer alternativer Gruppen in Graz (Alternative Jugend Graz, Grüne & alternative StudentInnen, Grüne andersrum, FV Gewi, KuristInos, Kommunistischer StudentInnenverband, Mayday 2000 Graz, Pink Silver Block Geidorf, Transgender Graz, Alternativreferat und Kulturreferat der ÖH Graz), die sich mit Aktionen dafür einsetzen, dass der Zugang zum Platz allen unbeschränkt bleibt. Die Gruppierung gründete sich im Herbst 2004.

saugt eine stabile Ordnung das „bedrohliche Gift“ auf und vermittelt dabei den Eindruck, unendlich dehnbar zu sein (Brock o.J.).

Die Entwicklung des Punk im deutschsprachigen Raum unterlag von vorne herein einer Kommerzialisierung, weil die Punkkultur, vor allem aber der Punkrock mit einiger Zeitverzögerung über die Plattenindustrie und die Medien vermittelt wurde, und als Mainstream-Popkultur alle Schichten von Jugendlichen ansprach. Es ging im deutschsprachigen Raum demnach *a priori* um einen kommerzialisierten Lebensstil (Brand 1993).

Der Stil Punk wurde wegen seiner Protesthaltung und dem anarchischen Umgang mit gesellschaftlichen Normen vielfach exotisiert und von linksgerichteten Intellektuellen vereinnahmt, die eine Verbindung zwischen Punk und der intellektuellen utopischen Anarchiebewegung konstruieren, die es so nie gegeben hat.² Punk erscheint hier als Kunstform, und es gibt zahlreiche Publikationen, die diesen künstlerisch-intellektuellen Aspekt der Punkbewegung zelebrieren.³

Diejenigen, die sich Punk als Lebensentwurf verschrieben haben, so sie denn überhaupt jemals mit diesen utopischen Gesellschaftsvisionen in Verbindung zu bringen waren, haben andere Beweggründe. Dennoch ist dies ein Aspekt ihres Stils, der durch die Exotisierung und Intellektualisierung eine Form der Anerkennung erfährt: durch die Zuschreibung dieses gesellschaftskritischen Widerstandscharakters der Stilmerkmale erhält die Lebensform den Stellenwert einer gewählten Außenseiter- Aussteigerposition, die Realitäten von sozialer Deprivation, Obdachlosigkeit, Drogenabhängigkeit und verstellten Zukunftsperspektiven

² Vor allem der utopische Anarchismus, wie er sich vor allem seit Michel Bakunin (1814-1876) ab der Mitte des 19. Jahrhundert entwickelte, steht nicht in Zusammenhang mit den Anarchiesymbolen, wie sie von Punks und Autonomen gebraucht werden. Die utopische Anarchiebewegung war von Anfang an stark politisiert, es ging um die Erreichung der individuellen Freiheit und der sozialen Gleichheit über die Aufhebung sämtlicher Herrschaftsformen, vornehmlich des Staates, und des Privatbesitzes, wobei der Mensch als ursprünglich solidarisches Wesen begriffen wurde. Entwicklungsgeschichtlich bestand stets eine – ausgesprochen konfliktträchtige – Nähe zur sozialistischen Bewegung, wobei sich die utopisch anarchistische Bewegung vom radikalen Sozialismus insofern unterschied, als das permanente Revoltieren an Stelle der geplanten Revolution gesetzt werden sollte, da bei den gesellschaftlichen Antagonismen kein Zustand nach der Revolution vorausgesagt werden könne. In der dynamischsten Phase in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg kristallisierten sich deutlich drei Modelle, wie die gesellschaftliche Veränderung vor sich gehen könne: das aufständlerische, das gewerkschaftliche und das erzieherische Modell. (Manfredonia 1996) Während der Oktoberrevolution 1917 leisteten die AnarchistInnen keinen Widerstand gegen die Sowjets, da sie sich gegen das Reaktionäre richteten; dabei legitimierten viele AnarchistInnen die Diktatur als Mittel zur Erreichung der Freiheit des Individuums. Die Bewegung ging zum Teil im Sozialismus auf. Sie erlebte erst in den 1960er Jahren einen Wiederaufschwung. Vor allem seit den 1980er Jahren geht es dabei nicht mehr so sehr um revolutionäre Elemente, sondern um reformatorische Forderungen. Seit dem Fall der Berliner Mauer und der Infragestellung des von oben verordneten Sozialismus gewinnt die libertäre Bewegung als Bewegung, die sozialutopische Alternativen zum Kapitalismus bieten kann, wieder an Terrain. Die sozialökologischen Theorien eines Murray Bookchin haben dabei immer noch wenig mit den Motivationen der Punkbewegung gemein.

³ Greil Marcus (1996) stellt – durchaus plausibel – Parallelen zu Dada her, wobei die Unschärfe dann entsteht, wenn nicht mehr zwischen den PunkmusikerInnen – die genauso wie andere Rock- und Popmusiker gemanagt wurden – und den „Punks“ der Straße unterschieden wird, sondern allen die gleiche Ausgangshaltung zugeschrieben wird.

überlagert und verschleiert. Diesen Nimbus unterstreichen die „Punks“ jedoch und umgeben sich damit teilweise bewusst, nicht zuletzt auch deswegen, weil sie hierin einen gewissen Marktwert ihrer eigenen Person ausmachen.

Die Symbolsprache des Punk ist so bis heute attraktiv für marginalisierte Jugendkulturen. Stilzitate, besonders in Bezug auf Kleidung und äußeres Erscheinungsbild sind identitätsstiftende Zeichen der Zugehörigkeit zur Gruppe und deren Lebensentwurf, auch wenn sich die damit verbundenen Inhalte verändern können. In der Anthropologie sind ähnliche Phänomene als *backlash* bekannt, wenn kulturelle Praktiken und Objektivationen außerhalb ihres Ursprungskontextes benutzt werden, um die kulturelle Identität (einer Gruppe) über den Bezug zu diesem Ursprungskontext zu rekonstruieren, während sich die Kultur des Ursprungskontextes eigenständig weiterentwickelt (Vgl. auch Welz 1994 über puertoricanische Casitas in New York). Dabei spielt auch oft der Mechanismus des Rücklaufs, d.h. des Rückgriffs auf die *Tradierung* kultureller Phänomene durch Ethnographie, in Zeiten der Globalisierung aber auch dokumentarischer Medien, eine Rolle.

Susan Ruddick (1998) zeigte auf, dass die „Punkszene“ in Los Angeles sowohl zum Zufluchtsort für Jugendliche wurde, die wegen Misshandlungen und Alkoholabhängigkeit ihrer Eltern aus dem Elternhaus flohen und obdachlos wurden, als auch später für Jugendliche, die hier ein Ausdrucksmittel der Rebellion gegenüber strengen Normen ihrer Herkunftsfamilien fanden. Demnach war die „Punkszene“ von Anfang an höchst heterogen. Der dritten Generation schlossen sich Jugendliche aus den depriviertesten sozialen Kontexten, meist mit Migrationshintergrund an, die der symbolischen Gewalt ethnischer Ausgrenzung oft mit Mitteln der Gewalt begegneten und in der Protestkultur des Punk eine geeignete Ausdrucksform fanden.

Punk-Kultur ist so nicht nur als eine gewählte Haltung, sondern als eine Lebensform anzusehen, die vor dem Hintergrund biografischer Erfahrungen und marginalisierter sozialer Positionen entsteht, und in der Punk als alternativer Lebensentwurf eine Gruppenidentität legitimiert. Dass die faktische Lebenswelt der Grazer „Punks“ mit Freiheiten nur in entferntester Verwandtschaft etwas gemeinsam hat, soll im Folgenden näher ausgeführt werden.

Die Grazer Gruppe der „Punks“

Allein die Tatsache, dass „Punks“ zur Zielgruppe sozialarbeiterischer Maßnahmen werden, zeugt davon, dass ihre gegenwärtigen Lebenslagen weniger von einer Jugendbewegung und der freiwilligen Aneignung eines kulturellen Stils geprägt sind, denn von Lebensumständen, die sie zu Randständigen der Gesellschaft gemacht haben. So kann der Kern der Grazer „Punkszene“ (30 Personen), unter der sich vor allem Jugendliche und junge Erwachsene finden, vorrangig als Resultat der Krise auf dem Lehrstellen- und Arbeitsmarkt gesehen werden. In der Regel sind sie zudem mit erheblichen Alkohol- und Drogengefährdungen belastet. Sie sind sozial benachteiligte Jugendliche und junge Erwachsene mit vielfältigen Karrierebrüchen, meist aus zerrütteten oder zerstörten Familienverhältnissen stammend, Schulverweigerer, AusbildungsabbrecherInnen, Arbeitslose.

Vielleicht nicht ausnahmslos, aber dennoch zu einem Großteil, liegen vor ihrem Dasein als Punk Geschichten dramatischer, häufig familiärer „Schicksalsschläge“, die sie dazu zwingen, sich von ihrer Herkunftsfamilie und den Orten, an denen sie aufgewachsen sind, zu distanzieren. Wie es einer der befragten Sozialarbeiter auf den Punkt bringt, liegen vor der Aneignung spezifischer Attribute, die der Kultur des Punk im weitesten Wortsinn zuzurechnen sind, problematische soziale Situationen und prekäre Erlebnisse:

Sie kommen zum Beispiel nicht als Punks nach Graz, sie sind schon entwurzelt, haben Probleme, sind Menschen ohne Job, Alkoholiker und suchen eine Ersatzfamilie. In der bestehenden Gruppe finden sie vielleicht einen Lebensstil, mit dem sie zurecht kommen, finden eine Gruppe, in der sie sich wohl fühlen, die ihnen Halt gibt. Aber sie wechseln zwischen den Stilen. (Ein Drogenstreetworker)

Ihre kulturellen Ausdrucksweisen sind also weniger als bewusste Entscheidungen für die Zugehörigkeit zu einer stilbildenden Gruppe zu verstehen, denn vielmehr als Effekte bestimmter Lebenslagen und Lebensumstände. Die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die zudem ihren persönlichen Erfahrungen nahe kommt, fungiert als Identitätsstütze, als Auffangbecken vor dem Abdriften ins Bodenlose der Obdachlosigkeit und Vereinzelung.

Ich denke mir, wenn es so weiter geht und wenn das Klima noch härter wird, wird die Gruppe noch mehr zunehmen, weil es viele unwillkürlich in die Gruppe hineinzieht, jetzt schon massiv. Von den 30 Leuten, die ich betreue, sind viele ehemalige Wohnungslose, die nicht zu den Punks zu rechnen sind. (Ein Sozialarbeiter)

Damit ist die Zuschreibung Punk heute als eine Facette in jenem Spektrum ansteigender struktureller Marginalisierung im zumeist jungen Erwachsenenalter zu begreifen; als Effekt prekärer biografischer Risikolagen und der Entkoppelung von Bildungs- und Beschäftigungssystem (Alheit 1994). In ihren Ausdrucksformen spiegeln sich soziale Erfahrungen, deprimierende Ausbildungs-, Berufs- und Zukunftsaussichten.

Zwar gilt der plakative Slogan *no future* heute nicht mehr als aktuell, im Sinne einer Aussichtslosigkeit auf gesellschaftlichen Aufstieg oder Anerkennung entspricht diese Grundeinstellung dennoch – und vielleicht mehr denn je – den gegenwärtigen Lebensrealitäten der Grazer „Punks“. Das Festhalten am Hier und Jetzt kommt nicht einer spontanen Faszination der Augenblicke des Lebens gleich, sondern ist im Kontext eines Fatalismus, einer resignierenden Sicht auf die Zukunft und im Kontext von Selbstzerstörungstendenzen und -praktiken zu betrachten. So erzählte ein Drogenstreetworker von seinen Erfahrungen und stellte die Perspektiven der „Punks“ in Relation zu jenen KlientInnen, die sich eher härterem Drogenkonsum aussetzen:

Bei den Punks ist es so, dass die eigentlich im Alltag leben. [...] Sie haben wenige Möglichkeiten, einen Weg zurück zu finden oder sich weiter zu orientieren. [...] Ich muss sagen, meine Drogenklienten haben mehr Perspektiven als die Punks. Die Punks, so erlebe ich das, sagen, bis 30 leben und dann ist es eh vorbei. [...] Selbst jene, die an HIV erkrankt sind, sagen, ich träume von einem Beruf, von einem eigenen Haus. Bei den Punks ist das noch nie vorgekommen, dass sie gesagt hätten, ich möchte das oder ich möchte einmal so sein. (Ein Drogenstreetworker)

Punk stellt sich somit als Orientierungsmodell einer spezifischen Gruppe, die von massiven Ungleichheitsrisiken betroffen ist, dar, als (über-)lebensbildende Identität, ambivalent gefangen zwischen Selbst- und Fremdstigmatisierungen. So scheint ihre Lebensweise weniger einem Drang zum freien Leben und zur Unkonventionalität zu entsprechen, denn vielmehr den Effekten eines Drucks der „Leistungsgesellschaft“, dem sie sich entziehen und dennoch nicht entkommen. Sowohl ihre kulturellen Ausdrucksweisen als auch ihr Tun und ihre Handlungen signalisieren nicht nur, dass sie Erleidensprozessen ausgesetzt sind, sondern auch, dass sie im weitesten Sinne eines Widerstandspotenzials Strategien des Umgangs und der Bewältigung einsetzen, um die wenigen ihnen zur Verfügung stehenden Handlungsoptionen vor Augen zu führen.

Die Punks hier sind völlig kaputt. Das ist nicht mehr mit der Kultur der Punks vereinbar. Sie machen sich schon in der Früh zu mit Alkohol und sind sehr aussteigermäßig. Alkoholismus, Obdachlosigkeit und Verelendung sind

charakteristisch für diese Gruppe. (Ein Drogenstreetworker)

Dieser Erfahrungshintergrund eines Drogenstreetworkers drückt sich in den Realitäten der „Punks“ als krisenhafter Verlauf ihrer Biografien unter aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen aus, weniger eine neue Kultur reklamierend, als vielmehr eine mögliche Negation des bestehenden Systems inszenierend. Selbst diese Inszenierung ist unter den gegebenen Umständen nur ansatzweise vorhanden, jedenfalls keinem politischen Selbstbekenntnis entsprechend, eher einem augenblicklichen Zustand des Frusts und der Enttäuschung geschuldet. Die Inanspruchnahme von sozialen Angeboten wie die Bereitstellung von Wohnraum oder die Möglichkeit, Gelegenheitsarbeiten anzunehmen, ist demnach aus der Perspektive der „Punks“ jeder ideologischen Sichtweise enthoben und stellt sich als alltagspragmatischer Zugang zu Hilfestellungen – und damit zur Bewältigung des Alltags – dar.

Der Hauptplatz: Transformationen des urbanen Raumes

Als zentraler Platz der Grazer Innenstadt, flankiert vom Rathausgebäude an der Stirnseite an der einen, von historischen Prunkfassaden an den anderen beiden Seiten, in seiner Mitte das Bronzedenkmal Erzherzog Johanns mit vier allegorischen Brunnen, war der historische Hauptplatz die Repräsentationsfläche städtischen Bürgertums. Die Demonstration von sozialem Prestige und kultureller Definitionsmacht ist heute noch an der Architektur der Prunkbauten ablesbar. Es ist ein Ort, an dem sich die gesellschaftlichen Repräsentationen von Stadt ausprägen. Zugleich ist der öffentliche Raum der Ort, an dem sich Teilhabe an der urbanen Realität ausdrückt.

In diesem urbanen Raum überlagern sich verschiedene gleichzeitige „Öffentlichkeiten“, Schichten der Nutzung, der Perspektiven und Bedeutungen, die dem Raum durch die kulturelle Produktion seiner BewohnerInnen gegeben werden. Im flüchtigen Blick der TouristInnen wird der Grazer Hauptplatz vielleicht nur Sehenswürdigkeit und fotografisches Erinnerungsfragment bleiben, für die StandlerInnen, die Straßenreinigung vielleicht nur ein Ort alltäglicher Routine, für Geschäftsleute kapitalträchtiges Dekor, für die PolitikerInnen repräsentative Kulisse und Aushängeschild, für „Punks“ und für Jugendliche ein öffentlicher Raum, in dem sie sich aufhalten können, für Obdachlose ein Raum mit einigen wenigen Nischen, die Schutz und Intimität bieten; es ist ein Ort jener gleichzeitigen Ungleichzeitigkeiten, die urbane Räume charakterisieren. Doch die strukturellen Veränderungen zunehmender Segregation innerhalb der Gesellschaft unter der neoliberalen Politik einer allumfassenden Ökonomisierung wirken sich in Graz wie in anderen Städten in tiefgreifendem Wandel des urbanen Raumes aus.

Konsumwelt

Die wohl tiefgreifendste Veränderung ist die Ökonomisierung des Stadtraumes, die mit der Ästhetisierung des innerstädtischen Raumes und der Ausweitung von Konsumkulturen einhergeht (Noller 1999). Eine monoperspektivische Fokussierung des „Einkaufserlebnisses“, die sich den öffentlichen Raum durch ihre Zeichensetzungen aneignet, gewinnt an Bedeutung. In der Unterwerfung anderer Lebensbereiche unter das Primat der Ökonomie wird auch der öffentliche Raum zunehmend Interessen der Privatwirtschaft untergeordnet. Das Image der Stadt als „Unternehmen“ ist eine Tendenz, die von vielen Großstädten längst Besitz ergriffen

hat. Diese Metapher hat ältere Leitbilder der Stadtentwicklung, beispielsweise die Stadt als Gemeinwesen und als Lebensraum heterogener sozialer Gruppen in Frage gestellt und sogar teilweise abgelöst (Knecht 1999, 38).

Von PolitikerInnen wird häufig für die Ästhetisierung und Privatisierung des innenstädtischen öffentlichen Raumes als Argument angeführt, die Innenstadt stehe in Konkurrenz zu den Shoppingcentern am Stadtrand.

Bürgermeister Nagl: Es gibt eine Alternativmöglichkeit, auch für Unternehmungen, wenn Sie den wirtschaftlichen Bereich ansprechen. Die gibt es nicht nur für Unternehmen, sondern auch für Bewohner: ich kann wo anders hinziehen. Ich kann mein Unternehmen packen und in ein Einkaufszentrum gehen. Im Einkaufszentrum habe ich dann nicht diese Schwierigkeiten, einen Parkplatz zu finden, ich habe nicht die Problematik, dass irgend jemand vor meinem Schaufenster seinen Unrat hinschmeißt oder seine Notdurft verrichtet etc., weil auf privaten Flächen das alles ausgeschlossen wird. Ich möchte nicht haben, dass die Unternehmen, die da sind, dann unter Umständen auch noch wegziehen, weil dann würde letzten Endes eine Stadt auch die Geschäfte leer stehend haben, würde sich nach unten entwickeln. Es käme de facto dann zu Problemen, die wir aus Amerika und einigen deutschen Städten kennen, da musst du dann besonders viel Geld in die Hand nehmen, um diese Städte wieder zu rekultivieren. Weil wir sorgen ja auch dafür, dass die Hausfassaden in Ordnung sind, dass dieses Stadtbild da ist, und wir geben uns ja Mühe, dass wir nicht nur für die Grazerinnen und Grazer, sondern auch für die Besucher dieser Stadt ein schönes Ambiente schaffen. [...]

Aber das heißt, die Attraktivität der Innenstadt für die Geschäftsleute orientiert sich an diesen – Shoppingzentren?

Bürgermeister Nagl: An einer Sauberkeit und an einer Sicherheit. Weil man lebt in einem Umfeld, aber es ist ganz einfach, um eine Einkaufsatmosphäre zu haben, brauchst du ein sauberes Umfeld und du brauchst ein sicheres Umfeld.

Die neue Konzeption des öffentlichen Raumes gleicht sich privaten Räumen wie Shopping-Zentren an, der Schaffung von Raum, der auf die Steigerung des Verkaufes gerichtet ist, und der alle Elemente öffentlicher Räume, die der idealen Einkaufsatmosphäre störend sind, ausschließt. Es wird so eine pseudo-öffentliche Sphäre geschaffen, die bestimmte Charakteristika öffentlicher Räume, wie z. B. repräsentative Auslagen, Platzgestaltung, Cafés, eine straßenähnliche Wegführung, parkähnliche Bepflanzung etc. im Innenraum simuliert. Der Erlebnischarakter dieser künstlichen Räume liegt darin, dass sie realisierte Utopien sind –

die Foucault Kompensationsheterotopien nennt – und „andere Räume“ bilden, die den realen (sozialen und physischen) Raum der Gesellschaft durch das Erlebnis gegensätzlicher Strukturen erträglich machen sollen (Hasse 1998). Außerhalb der inszenierten Scheinwelt des Inneren stellen sich Shoppingzentren im Stadtraum, besonders nach Geschäftsschluss, als riesige Brachen dar, Räume, die Augé (1992) als *non-lieux* (*Nicht-Orte*) bezeichnet hat – funktionsgerichtet, eigenschaftslos und austauschbar. Die Ersetzbarkeit, aber auch die katastrophalen stadtplanerischen Folgen lassen sich in Graz am Verfall des früheren Einkaufsmagneten „Center West“, das Kunden bis weit nach Slowenien und Kroatien angezogen hatte, nach der Eröffnung der nahegelegenen „Shopping-City Seiersberg“ beobachten.

Die Qualitäten des urbanen Raumes dagegen – Historizität, Identitäten und Beziehungen – drohen im Diskurs der Konkurrenz mit diesen rein ökonomischen Sphären auf Marketingstrategien reduziert und funktionalisiert zu werden, zu einem Erlebnisaspekt, der so auch ein- und austauschbar wird. Die symbolischen Bedeutungen des topographischen Ortes werden von diskursiven *Simulationen*⁴ in wirtschaftlichen und stadtplanerischen Diskursen überlagert. Eine Form einer solchen Simulation ist der laut werdende Wunsch nach einer „märchenhaften“ Innenstadt, die sich der Werbeästhetik so angleicht, dass sie mit Stereotypen wie *Disneyland* konkurriert.

Es ist doch verhältnismäßig einfach, zu sagen, es gibt Zonen, wo eine Stadt ihr Geld erwirtschaftet. Dort ist es für mich ganz klar, diese Zonen müssen so gestaltet werden... können Sie sich vorstellen, dass in Disneyworld schnorrende Punks erlaubt sind? Natürlich nicht! Ich will eine Illusion haben! Wer geht gerne einkaufen, wenn er alle fünf Meter jemanden sieht, der kein Bein mehr hat, oder [sagt] „Bittebittebitte?“ Das macht – [...] mir macht das keinen Spaß. [...] Die Stadt erwirtschaftet ihr Geld klarerweise in diesen paar Metern der Innenstadt, wirklich vom Jakominiplatz bis eben zum Kastner & Öhler. Dort erwirtschaftet sie ihr Geld, d. h. diese Zonen sind klar davon freizuhalten. (Eine Unternehmerin)

Die städteplanerischen Ideale Disneys, mit denen der urbane Raum in Verbindung gebracht wird, die er in Freizeitparks, aber vor allem in zwei Modellstädten⁵ in die Wirklichkeit

⁴ Baudrillards Konzept der Simulation bedeutet „das modellhafte Erzeugen von etwas Realem ohne Ursprung in der Realität: einer Hyperrealität. Das Territorium geht der Landkarte nicht mehr voraus [...] die Landkarte erzeugt das Territorium.“ (J. Baudrillard, *Selected Writings*, 166. (zit. in: Bauman 1999, 188))

⁵ Die erste dieser Städte, innerhalb des Areals des Freizeitparks, ist als Modell gescheitert; die zweite, Celebration, wurde in der Nähe von Disneyworld, Orlando, Florida auf einem riesigen privaten Areal, Gesäumt von einem kilometerbreiten Grüngürtel, nach Plänen eines Disney-Filmarchitekten errichtet. Auf der Homepage (www.celebration.com) heißt es: „Take the best ideas from the most successful towns of yesterday and the technology of the new millennium, and synthesize them into a close-knit community that meets the needs of today's families. The founders of CELEBRATION started down a path of research, study, discovery, and enlightenment that resulted in one of the most innovative communities of the 20th century.“ Die Architektur der

versetzte, verherrlichen eine ideale heile Welt, die den Werten der weißen amerikanischen Mittelklasse verpflichtet ist. Zur Aufrechterhaltung der Illusion der perfekten künstlichen Welt werden durch rigorose Abschottung andere soziale Milieus ausgegrenzt und ausgeblendet.

Ähnlich solchen Freizeitparks werden in der „postmodernen Stadt“ hybride Erlebnisräume mit Konsum- und Freizeitformen theatralisch inszeniert. Seit dem Niedergang des Kommunismus hat die Vision des Einkaufsparadieses andere Visionen öffentlicher Kultur weitgehend verdrängt (Zukin 1998). Der konkurrenzierende Vergleich zwischen öffentlichem Stadtraum und kommerziellen Privaträumen macht deutlich, wie weit die Ökonomisierung des öffentlichen Raumes bereits fortgeschritten ist: Den Partikularinteressen der innenstädtischen Geschäftsleute soll die Öffentlichkeit des öffentlichen Raumes weichen, das Stadt-Bild aufpoliert werden zur störungsfreien Konsumzone, in der nicht erwünscht ist, wer nicht konsumiert. Obdachlose, BettlerInnen und Gruppen aus sozial deprivierten Milieus erinnern an die Ausgrenzungen und Hierarchien der sozialen Welt, die in der Welt scheinbar grenzenloser und jedem offenstehender Werbeversprechen ausgeblendet werden müssen.

Es entsteht eine Spaltung der Gesellschaft, in der die etablierten Räume der Stadt den Benachteiligten, Randgruppen und Nonkonformen verwehrt bleiben.

Ästhetisierung

Mit dieser Transformation, die die Altstadt zum künstlich bereinigten Image und Wirtschaftsfaktor macht, geht eine ästhetische Gentrifizierung von Orten einher, die urbane Lebenswelten unterschiedlicher „Öffentlichkeiten“ waren.

Die Neugestaltung des Hauptplatzes spricht die Sprache einer kühlen Ästhetisierung, einer „Bereinigung“ in den Worten des Architekten Perenthaler – dessen Team die Neugestaltung realisierte – bei der die Inszenierung der historischen Fassaden im Vordergrund steht. Dazu ist der Entwurf betont zurückgenommen, minimalistisch, auf die Oberflächenmaterialität beschränkt, von deren sichtbarer Fläche alle Infrastruktureinrichtungen verschwunden sind, so dass der Platz sich mit freien Sichtachsen und großen Freiflächen darstellt. In der klaren Formensprache einer *Neuen Einfachheit* in der Architektur steht der Aspekt der ästhetisierten visuellen und haptischen Oberfläche im Vordergrund. Die Offenheit und Transparenz des Entwurfes schafft ein Bild, in dem der Platz als Leerraum, Freifläche gedacht ist.

„Modellstadt“ ist eher an Zeichentrickfilmen als an realen Städten orientiert und verkörpert dabei die Realisierung des Traums einer ethnisch homogenen, *consumer*-orientierten Welt, die Erinnerungen an den medienkritischen Film „the Truman Show“ wachruft.

Design prägt das Verständnis dafür, wer sich wo und unter welchen Bedingungen im öffentlichen Raum aufhalten darf. Als erster entwickelte Oscar Newman das Konzept eines *defensible space* (Newmann 1972), für öffentliche Wohn- und Parkanlagen, deren Design zur Verbrechensvorbeugung gedacht wurde, und in dem BenutzerInnen zu Störfaktoren werden; andere Orte werden de-ästhetisiert, um bestimmte unerwünschte Randgruppen und Obdachlose fernzuhalten (Davis 1990). Die neue Transparenz, die sich in der Architektur ausdrückt, simuliert Öffentlichkeit und suggeriert grenzenlose Freiheit, doch zugleich zieht sie subtilere und unüberschreitbarere Grenzen. Transparenz und Klarheit bedeutet eine Ästhetisierung, deren Konzept der Vereinheitlichung und Bereinigung mit Gentrifizierung und *unsichtbaren* Exklusionsmechanismen gegen Differenz einhergeht.

Die Öffentlichkeit des Hauptplatzes wird von Videokameras sorgsam gefiltert und überwacht; eine Webcam, mit der Bilder des Hauptplatzes im Internet abgerufen werden können, ist am Platz installiert.⁶ Der Platz wird zum Foucaultschen Panoptikum: „on inverse le principe du cachot; ou plutôt de ses trois fonctions – enfermer, priver de lumière et cacher – on ne garde que la première et on supprime les deux autres. La pleine lumière et le regard d’un surveillant captent mieux que l’ombre qui, finalement, protégeait. La visibilité est un piège. [...] De là, l’effet majeur du panoptique: induire chez le détenu un état conscient et permanent de visibilité qui assure le fonctionnement automatique du pouvoir. Faire que la surveillance soit permanente dans ses effets, même si elle est discontinue dans son action; que la perfection du pouvoir tende à rendre inutile l’actualité de son exercice [...]“ (Foucault 1975, 201ff.)

Die symbolische Macht der repräsentativen Freifläche vor dem Rathaus verdrängt zentrifugal von der Platzmitte. Die offene Platzfläche lässt nur Bewegung zu: hier kann man sich nicht niederlassen, sich Raum aneignen. Von den Bauherren gab es „eine klare Vorgabe. Dass keine Sitzgelegenheiten gewünscht wurden, damit sich diese Gruppen eben nicht niederlassen können“⁷. Die „Zartheit“ und Transparenz der Glasbauten sollen die Hemmschwelle gegenüber Vandalismus heben, und tragen dazu bei, jeden Winkel so einsichtig zu machen, dass niemand verweilt, dem als privater Raum nur der öffentliche bleibt. Bewegung wird zum gestaltenden Element des Platzes.

Der Geschwindigkeit der Ströme kommt eine besondere Bedeutung innerhalb der kulturell ausgedrückten Bedeutungen zu: Geschwindigkeit ist ein wesentliches Kriterium der Sprache urbaner Räume. Der Architekt Pernthaler führt Bewegung als Aspekt des Entwurfes an: „der öffentliche Raum muss so frei sein, dass er wahrgenommen werden kann, dass man sich darin bewegen kann.“ Bewegung enthält nicht nur einen räumlichen, sondern auch einen zeitlichen Aspekt: Geschwindigkeit wird zum Distinktionsmittel gegenüber denjenigen, die nicht mithalten können, deren Zeit nicht schnell genug läuft. Geschwindigkeit bedeutet eine

⁶ <http://www.graz.at/webcam/main.htm>

⁷ Interview mit dem Architekten Dipl. Ing. Pernthaler, 13.10.2004.

zielgerichtete Bewegung, die das Gewicht der Handlung vermittelt, denn im ökonomisierten Zeitbegriff ist Zeit gleich Geld. Umgekehrt bedeutet zuviel Zeit zu haben, kein Ziel zu haben und auf nichts zu warten, auch ein sichtbares Stigma.

Die Gestaltung des öffentlichen Raumes nach ästhetischen Prinzipien, durch professionelle Designer, Architekten und Spezialisten für Werbung und Marketing trägt zur Strukturierung der Stadt nach idealen Wunschbildern entscheidend bei. Mit ihren kulturellen Produkten, ihrer sozialen Rolle als Kulturproduzenten sowie ihrer herausragenden Funktion bei der Strukturierung der kulturellen Konsumtion prägen sie die materielle Struktur einer Stadt (Noller 1999, 136). Innerstädtische Räume werden zur Bühne einer spezifischen symbolischen Ökonomie der Kapitalien.

In der Ästhetisierung der Städte scheint sich das zu verwirklichen, was Rem Koolhaas in seinem Programm der „generic city“ als Propaganda der Austauschbarkeit entfaltet: „Es gibt immer einen Stadtteil [...], in dem ein Minimum an Vergangenheit konserviert wird. [...] dieser Stadtteil [konzentriert] die ganze Vergangenheit in einem Komplex. Die Geschichte wiederholt sich hier nicht als Farce, sondern als Dienstleistung.“ (Koolhaas/ Mau 1998).

Wir brauchen uns nur anzuschauen, warum fahren heute so viele Leute z. B. in ehemalige Residenzstädte wie Wien oder wie auch derzeitige Residenzstädte wie London? Die Leute fahren dorthin, weil sie irgendwo diesen Hauch des Vergangenen, des Schönen, des Glorifizierten, auch heute noch sehen wollen. Und wenn wir eine Stadt wie Graz verkaufen wollen, dann müssen wir das tun, ja? Wir brauchen, nachdem die Lippizaner den Wienern gehören und auch die Sängerknaben, werden wir uns ein bisschen was anderes suchen müssen, aber die Richtung muss klar sein. Und wir haben Millionen, Milliarden hineingesteckt, dass diese Stadt ein bisschen repräsentativer wird. (Eine Unternehmerin)

Die Ästhetisierung spielt insbesondere für die symbolische Ökonomie einer Stadt eine herausragende Rolle. Der historische Kern der Stadt vereinigt heute alle wichtigen Kulturbauten und Museen. In einer globalen Konkurrenz der Städte tritt historischer Bestand als Kapital in die symbolische Ökonomie ein. Kulturelles Kapital zirkuliert in politischem, kulturellem, aber auch ökonomischem Kontext. Mit dem Vormarsch marktwirtschaftlicher Strukturen in der Kommunalpolitik sind auch Kulturinstitutionen gezwungen, sich als Marke im Stadtbild sichtbar zu propagieren. Denn vor allem wenn sich kulturelle Werte zu einem visuellen Image verdichten lassen, gelingt es Stadtteilen und Städten, erwünschte gesellschaftliche Aspekte zu verkörpern.

In der Ökonomie der Symbole moderner Städte gibt es eine historische Synergie zwischen Gebäudesanierung und Kulturkonsum, deutliche Zeichen von Gentrifizierung. Diese

Veränderungen der Stadt sind Topographien der Macht einer Gentrifizierung, die nur zugleich als ökonomische und kulturelle Strategien beschrieben werden können (Zukin 1998).

In diesen postmodernen Tendenzen der Stadtentwicklung zeichnet sich jedoch zunehmend der Einfluss neokonservativer Diskurse ab. Diese Paradoxie hat eine für die Gegenwart charakteristische Logik: In einer zunehmend unübersichtlich gewordenen Welt werden alte Ordnungsmuster und überkommene Orientierungen aktualisiert.

Auffällig sind rhetorische Formeln von PolitikerInnen, die Wortbedeutungen synonym in andere Kontexte übersetzen. Der neoliberale Umbau des öffentlichen Raumes zum kommerziellen Privatraum wird mit vertrauten Bildern konnotiert: „[D]er Hauptplatz ist halt einmal das Wohnzimmer einer Stadt, das auch international von den Gästen besucht wird.“ Die Anspielung auf den bürgerlichen Dualismus von öffentlicher und privater Sphäre, appelliert an bürgerliche Wertvorstellungen. Es spricht die Repräsentativität der „guten Stube“ an, Inbegriff des Privaten. Einerseits deutet die Aussage, in seinem Wohnzimmer würde man so etwas nicht wollen, auf das klassische bürgerliche Idiom der sauberen, vorzeigbaren Privatsphäre hin, die nach distinktiven Kriterien und Codes gegliedert ist, die den Stand des Bewohners widerspiegeln. Zugleich vermittelt sie den Eindruck, hier ginge es um einen Raum, der nach den Regeln der bürgerlichen Privatsphäre strukturiert sei.

Hier wird an die monoperspektivische Weltsicht der frühen Moderne angeknüpft, die zwar im Gegensatz zu einer sich aufsplitternden und beschleunigten Wahrnehmung der Wirklichkeiten der Übermoderne Orientierung zu bieten schien, aber, wie Zygmunt Bauman analysiert, nur um den hohen Preis einer Ordnung, die alles Fremde als bedrohliche Störung der Ordnung, betrachtete und ausschloss, um die Ordnung selbst zu erhalten (Bauman 1999).

Mögliche Berührungen und Irritationen durch Armut und kulturelle Differenz werden allerdings von den Bewohnern anerkannter Räume prinzipiell vermieden (Katschnig-Fasch 1999, 28).

Das Verbindende dieser Veränderungen, der Historisierung, Ästhetisierung und Privatisierung, ist die Unterwerfung des öffentlichen Stadtraumes unter die Prinzipien einer Marktlogik, in der der historische Stadtkern und Kulturstätten zur Marke werden.

Inmitten des zentralen Ortes Hauptplatz, an dem die symbolische Ökonomie der Stadt sich konzentriert, wirkt die Gruppe von „Punks“ nicht nur als ein Störfaktor, sondern als Gefährdung, wie das eigens eingebrachte Landessicherheitsgesetz beweist. Paradoxerweise beziehen die unter dem Titel „Sicherheitsgesetz“ angeführten Paragraphen, auch in ähnlichen Gesetzen anderer Bundesländer, auf die „Verletzung öffentlichen Anstands“ und nicht etwa auf die Gefährdung von Gütern oder Personen. Der Normverstoß verlangt am Hauptplatz deshalb nach Sanktionierung, weil hier mit außergewöhnlicher Härte symbolische Positionen

in Konflikt geraten. Im Zentrum des Images einer Stadt, die sich als Konsumzone für KäuferInnen und Touristen versteht, und deren Selbstverständnis heute an erster Stelle an kapitalistischen Werten ausgerichtet ist, sitzen Jugendliche, die eigentlich nichts tun, deren Zeit richtungslos ist. Die Konnotation von Geschwindigkeit mit Effizienz, Leistungsfähigkeit und Zielstrebigkeit in einer Gesellschaft, in der die Nutzung der Zeit (auch der eigenen Biografie) ein zentraler Wert liegt, bewirkt, dass nicht zielgerichtetes, interessen- und nutzenfreies Handeln in der allumfassenden Ökonomisierung kapitalistischer Logik als öffentlich demonstrierte *Verweigerung erscheint*, weil das Verhalten der „Punks“ gegen kapitalistische Normen verstößt und sie noch dazu entgegen der symbolischen Ordnung der neuen Stadt den öffentlichen Raum wörtlich nehmen und Raum greifen, anstatt in ihre symbolische Ausgrenzung einzuwilligen und von der sichtbaren Oberfläche zu verschwinden.

Die soziale Desintegration und Segregation, die durch die Gentrifizierung der Innenstädte produziert wird, hat eine Verschiebung von sozialen Problemen zur Folge, die in sozial benachteiligten Vierteln Tendenzen der Entmischung und Abwertung beschleunigt, in denen Heitmeyer, Dollase und Backes Anzeichen einer „Krise der Städte“ sehen (1998).

Begegnungen am Hauptplatz

Die Führung aller Straßenbahnen über den Hauptplatz, und die sternförmige Mündung der fünf belebtesten Fußgängerstraßen der Stadt und mehrerer schmaler Gassen und ein Gewirr von Marktständen, die nur von wenigen Straßencafés entlang der Häuserzeilen gesäumt werden, lassen den Hauptplatz als einen Durchzugsort wirken. Wer hier verweilt, bleibt kurz, bei einem Stehimbiss, wartend beim stadtbekanntem Treffpunkt der Weikhard-Uhr, wartend auf die Tram.

Ein wenig abseits vom Strom der PassantInnen stehen auf dem Hauptplatz mit dem Rücken zum mächtigen Rathaus zwei öffentliche Bänke, die einzigen auf dem Platz, und hier finden sich Menschen ein, die zu viel Zeit haben und zu wenig Geld, die nicht teilnehmen am Strom von Beschäftigten und KonsumentInnen, der an ihnen vorbeizieht. Die hier sitzen, fallen auf inmitten der rastlosen Bewegung der Vorübergehenden, deren abschätzige, nur manchmal mitleidige Blicke sie streifen. Die sich auf den Bänken einfinden, „Punks“, Obdachlose, SchülerInnen, die sich aus Abenteuerlust unter die Gruppe mischen, Langzeitarbeitslose, AlkoholikerInnen, Drogenabhängige, psychisch Kranke, verbindet die Gegenwart, ohne Zeit, Termin und Ziel. Manche kommen, manche gehen. Nach dem zweiten Dosenbier verschwimmen die Zeitstrukturen.

Ein paar Kids, Jugendliche mit weißen Markensweatshirts, Baseballkappe und Sneakers, die eher zur Jakominiplatz-Szene gehören, kommen an, einer hat ein neues Mountainbike, das er im Stehen ausbalanciert. Mein Gesprächspartner zuckt mit den Achseln, als ich frage, ob er sie kenne, denn das spielt hier keine Rolle. „Wie heißt Du?“ werden wir hier gefragt. Sonst nichts. Eine Zeitlang später kommt einer der Jungen zurück, sehr nervös, weil man ihm in der Apotheke sein Morphin-Substitut verweigert hat, weil er schon etwas anderes genommen hatte, obwohl er ihnen sein ganzes Geld, 15 Euro, geben wollte. Die Rezeptgebühr hat er nicht zurückbekommen, sein Geld wird knapp, und über die Entzugerscheinungen, die ihm kalte Schweißperlen auf die Stirn treiben, hilft er sich mit den restlichen Beruhigungstabletten, die ihm der Arzt verschrieben hatte („die sind gut“), einmal habe er vier Stück genommen, da habe er endlich einmal richtig schlafen können „und sogar wieder träumen“. Träume sind diesen Jugendlichen abhanden gekommen. Wieder und wieder zählt er die inzwischen schmutzigen rosa Pillen in dem Röhrchen, es sind ihm welche gestohlen worden. Speedy, der an meiner Schulter lehnt, ist fast bewusstlos, und immer wieder kommen andere vorbei, die nach ihm fragen, ihm im Vorbeigehen fürsorglich auf die Wange klopfen. Als Speedy aufwacht, für einen Moment, kniet sich der Junge mit den Tabletten vor ihm hin, um Speedy welche davon abzugeben, doch der nickt wieder ein. So unauffällig wie der Junge

gekommen ist, ist er auf einmal wieder verschwunden.

Einmal gesellt sich ein seltsam gekleideter Mann zu der Gruppe. Obwohl er nicht alt ist, wirkt er in Trenchcoat und Cordhose wie ein alter Mann, mit einer altmodischen Hornbrille, hinter deren dicken Gläsern fast keine Augen zu sehen sind. In der Hand hält er einen Plastikeimer mit bunten Kerzen, die er selbst aus Kerzenresten gegossen hat, die er sich zum Teil auf dem Friedhof organisiert, und die er zum Verkauf anbietet. Obwohl er unbeholfen wirkt, ist er ein geschickter, hartnäckiger Verkäufer: Er verkauft einem der „Punks“ den Abzug eines Fotos, das er von ihm gemacht hat, für ein Vielfaches des Entwicklungspreises, und fragt, ob er nicht einmal in ihr Haus kommen könne, um ihnen eine Scheibtruhe mit Bier, das er im Supermarkt gestohlen habe, zu verkaufen. Die „Punks“ sind skeptisch, und um sie zu überreden, sagt er: „Wenn ich einmal Urlaub machen tät, ich würd’ gern bei euch in der Kärntner Straße Urlaub machen.“ Die anderen lachen sich krumm, aber Olli, der verletzlich, immer ernst und ein bisschen misstrauisch schaut, sagt: „Du spinnst wohl, Urlaub, so ist es nicht in der Kärntner Straße.“

Der Nachmittag vergeht mit Gesprächen über Alltagshandlungen, darüber, wo es etwas verbilligt gibt, Möglichkeiten, Geld zu verdienen, über andere Leute der Gruppe. Viele reden wenig, andere gar nicht – es ist mehr Zeit da, um über Erlebtes zu sprechen als um Dinge zu erleben. Es gesellen sich immer wieder Leute hinzu, andere gehen weg, die Interaktion innerhalb der Gruppe ist spontan und fragmentarisch. Mit Gerhard sprechen wir mehrmals über seine Geschichte und immer wieder bringen sich andere ein, das Gespräch nimmt eine andere Richtung, um an anderer Stelle weitergeführt zu werden.

Unauflösbare Verkettungen

Wenn man Gerhard fragt, woher er kommt, gibt er sich nicht ohne Stolz den Namen eines Grazer Arbeiterviertels. Er ist 32 Jahre alt und sitzt jeden Tag mit den „Punks“ am Hauptplatz. „Die wenigsten nennen sich Punks hier“, sagt er. Seine Kleidung ist abgelebt, als trage er sie wochenlang, aber völlig unauffällig, ein dunkler Anorak, ein dunkler Pullover, Jeans, und alte Turnschuhe.

Obwohl Gerhard kräftig ist, wirkt er sehr sanft. Er hütet ganz selbstverständlich die Hunde und Sachen der anderen, doch wenn er einen anderen um einen Gefallen bitten muss, wirkt er unsicher und entschuldigend. Er streichelt sanftmütig Doris' Hund, der sich zu seinen Füßen in der Sonne räkelt, und den er eigentlich bekommen sollte, „aber so hat er es besser.“

Gerhard hat mit 17 Jahren mit einem anderen Jugendlichen zusammen einen Einbruch begangen. Aus dem Einbruch wurde ein Raubüberfall mit schwerer Körperverletzung, als der Wohnungsbewohner sie überraschte. „Ich hab' ihm den Kiefer außig'haut“, sagt er, mit einem Blick, dass man sich die Rauheit nicht vorstellen kann. Vermutlich um eine Minderung des Strafmaßes zu erwirken, wurde ihm in einem psychologischen Gutachten paranoide Schizophrenie attestiert. Diese Diagnose und ihre Folgen hängen ihm bis heute nach.

Als er zum Bundesheer gehen wollte, um sich zu verpflichten, wurde er abgelehnt. „Einem Depperten können's keine Waffn in die Hand druck'n, eh klar.“ Aus seiner Stimme spricht mehr Verständnis für die Entscheidung als Bitterkeit, so als willige er in die Abwertung ein, unter der er bis heute leidet. Sein Vater sah die Ausmusterung als inakzeptable Schmach an. Er konnte die Ausmusterung, die in der auf das Erbe und die Anerkennung des Vaters zentrierten Strukturen des Arbeitermilieus einer Entmännlichung gleichkommt, nicht akzeptieren. Die familiären Beziehungen waren ab diesem Zeitpunkt nicht mehr erträglich und Gerhards Absturz nahm seinen Lauf.

Noch mehrmals geriet Gerhard in den Strafvollzug. Das letzte Mal wegen Fahrens ohne Führerschein mit mehreren Promille, als Ersatzstrafe, weil er das Geld für die Organstrafverfügung nicht aufbringen konnte. Im Gefängnis hatte er Angst, dass seine beiden Zellengenossen ihn umbringen würden, und versuchte, mit List und Mut seine vorzeitige Haftentlassung zu erwirken, wie er lachend erzählt: „Ich hab mir ein ganzes Packerl Nescafé und das Packerl Zucker hintennach einig'schüttet, da haben sie mich mit dem Herzrasen enthaften müssen, ins Spital. Da wär ich fast draufgegangen.“ Der Rest der Strafe wartet noch auf ihn. Gerhard erzählt die Geschichten vom „Häfen“, die der Erfahrungen mit der Brutalität und Unnachgiebigkeit des Apparates, dem er mit List entkommt oder sie durchsteht, als heldenhafte Geschichte. Die Haft verliert den Leidensdruck und das Stigma, und wird zu einer Geschichte des Widerstandes, in der die Erfahrung des „harten Lebens“ zu einem

symbolischen Kapital wird.

Ausgebildet als Schlosser arbeitete er für verschiedene Leiharbeitsfirmen, da ihm aufgrund seiner Vorstrafen der Zugang zum regulären Arbeitsmarkt verschlossen blieb. Als Leiharbeiter wurde er in den Firmen für die Arbeiten herangezogen, die besonders riskant waren. Seine Laufbahn in den Leihfirmen ist paradigmatisch: aufgrund regelmäßiger Konflikte mit der Leihfirma, die zumeist durch die Weigerung, die schlimmsten Arbeiten durchzuführen, oder durch die Forderung nach mehr Lohn, aber auch aufgrund von Unzuverlässigkeit des Leiharbeiters, zustande kommen, kommt es immer wieder zu Kündigungen und Firmenwechseln. Die Leihfirmen geben harte und unnachgiebige Bedingungen vor, und sie können es sich leisten. Der Arbeitslosenmarkt mit einer Reservearmee an Arbeitskräften ist zum Selbstbedienungsmarkt der Arbeitgeber, der Einzelne in seiner Qualifikation austauschbar geworden (Zilian/ Verhovsek 1998). Auch das unterste Segment des Arbeitsmarktes wird zunehmend enger. Im Moment ist er arbeitslos und lebt von der Notstandshilfe, er ist auf der Suche nach Arbeit, aber es ist schwer, eine Arbeit zu finden, und Gerhard gibt die Suche schnell auf. Er hat aber ein schlechtes Gewissen, sagt sich selbst immer wieder, dass er sich aufrufen muss und sich kümmern muss, aber er bringt die Energie dazu nicht mehr auf. Er hat vor der Zukunft resigniert, und sein Alltag wird von den Bedürfnissen des Heute bestimmt. Bereits die berühmte Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ hat Lethargie als eine Reaktion auf Perspektivlosigkeit von Langzeitarbeitslosigkeit erkannt (Jahoda/ Lazarsfeld/ Zeisel 1975 (1933)).

Gerhards Chancen auf eine geregelte Arbeit sinken mit der Abqualifizierung, die mit Langzeitarbeitslosigkeit einhergeht. Manuelle Berufe werden zunehmend von Automatisierungstechnologien ersetzt. Der rasanten Entwicklung der Informatisierung kann Gerhard nicht standhalten. Den Computer, der in der Drogenstreetwork-Anlaufstelle eingerichtet wurde, kann Gerhard nicht bedienen. „Kennst du dich aus mit Computern? Kann man da auch Arbeit suchen?“ Bei den ersten eigenen Schritten mit der Maus spricht Neugier, Hoffnung und leises Selbstvertrauen aus seinen Augen.

Die Sorgen, die Miete für sein Zimmer in einem entlegenen Stadtteil aufzubringen, muss er manchmal mit Alkohol verdrängen. Aber die Verdrängung trägt zur Erschwerung der Probleme bei. „Ich muss wieder arbeiten gehen, ich hab’ das Geld für die Miete versoffen. Du denkst Dir: ein Bier geht schon, und schon sind 100 Euro weg.“

So wie seine Lebensperspektiven nicht projektiv, sondern auf den Moment gerichtet sind, ist sein Bezug zum Geld von einer Ökonomie geprägt, in der die unmittelbaren Bedürfnisse im Vordergrund stehen. Seine knappen Mittel, die ihn ohnehin unter finanziellem Druck stehen lassen, reichen dann oft nicht mehr für die mittelbaren Bedürfnisse wie die Miete. Mit den

Schulden wächst der Druck, der, wenn Perspektiven fehlen, Bewältigungs- und Verdrängungsmechanismen auf den Plan ruft, die die Spirale nur fortsetzen. Halluzinogene Pilze, Marihuana und Alkohol sind für Gerhard Mittel, mit Problemen zu leben, die sich nicht bewältigen lassen, weil sie nicht zu lösen sind.⁸

„[I]llicit drug use is not a pathology of poor people per se, but rather an unhealthy condition that is shaped by the implementation and enforcement of laws, by the character of class and racial relations in society, and by the effort of the oppressed to cope with the hidden and overt injuries of racism, classism, and other forms of social bigotry. In this context, drug use may function as a form of self-medication for the psychosocial injuries of oppression.“ (Baer 1997, 158)

Als die anderen aufstehen, um schnorren zu gehen, sagt Gerhard, dass er nicht schnorren kann. „Weil wenn mich einer so anschaut, von oben herab, da schmeiß’ ich ihm das Geld gleich nach.“ Er meint aber, dass ich bestimmt gut schnorren könnte, „weil Dich schauen die Leute an wie einen Menschen“. Immer wieder bemerkt er die abfälligen Blicke der PassantInnen zu den Bänken hinüber. Sie verletzen ihn. „Die schauen uns an wie Menschen zweiter, nein, dritter Klasse.“

Er leidet unter der Verachtung dieser Gesellschaft, weil er sein Leben mit den Augen der Gesellschaft betrachtet, aus der er einmal gefallen ist und an die er den Anschluss nicht mehr schafft. Seine Situation ist kein Lebensentwurf, sondern das Ergebnis einer Lawine des Scheiterns, in die er durch die Straffälligkeit geraten ist, weil ihm durch strukturelle Ausschlussmechanismen die Integration und eine zweite Chance des Zugangs zu anerkannten und einkommenssichernden Positionen verwehrt blieb.

Als wir an der Kassa des Supermarktes zufällig einem Sozialarbeiter begegnen, ist er betreten, obwohl er wegen einer Erkältung nur eine Flasche Wasser genommen hat. Auch vor der Beamtin des Arbeitsamtes, die ihn als Klienten kennt, und die an der Gruppe vorbeigeht, schämt er sich: Hilflos und untergeben grüßt er sie, zieht dabei den Kopf ein und sagt: „Die hätte mich jetzt hier nicht sehen sollen.“ Immer wieder lastet die Stigmatisierung auf ihm. Wenn er sich unwillkürlich versteckt, verlängert sich durch die Scham die gesellschaftliche Abwertung in das Selbst (Starrin et al. 1997). Er entzieht sich selbst das Recht, an der Öffentlichkeit des Hauptplatzes teilzunehmen, Raum zu greifen.

⁸ Eine drogenabhängige Jugendliche, die seit ihrem 16. Lebensjahr auf der Straße lebt, schreibt: „Vieles in meinem Leben wäre einfacher verlaufen, wenn man begriffen hätte, dass es Jugendliche gibt, die in kein Schema passen und die für ihre Probleme keine Lösung finden. Sucht war für mich die Suche nach einer Möglichkeit, mein Leben zu bewältigen.“ (Scheer 2003, 316)

Diskurse

Gesellschaftlichen Diskursen wohnt enorme Macht inne, weil sie Realitäten konstruieren und festschreiben. Gerade an der Zuspitzung des Konfliktes zwischen den „Punks“ als Randgruppe im öffentlichen Raum und der Politik lassen sich zugleich gesamtgesellschaftliche Umbrüche und veränderte Bedingungen ablesen, die sich diskursiv ausdrücken.

Entsprechend dem Theorem, dass als „real“ definierte Situationen auch reale Auswirkungen nach sich ziehen, gilt es, diese sich teilweise überlagernden Diskursebenen genauer zu untersuchen, um die strukturellen Bedingungen zu verstehen, unter denen unterschiedliche Lebenswelten konfliktuell aufeinander treffen.

Die mediale Berichterstattung produziert und transportiert diese vielfältigen Diskurse bewusst und unbewusst mit. Durch ihre öffentliche Reichweite kommt den Medien jedoch eine besondere Rolle in der Konstruktion und Zuspitzung der „Punk-Problematik“ zu. Es gehört zum Wesen des Journalismus, dass vorwiegend dann berichtet wird, wenn „Probleme“ auftauchen. Die Gründe dafür werden meistens vor Ort gesucht und gefunden, auch wenn sie mitten im Zentrum des Staates liegen (Bourdieu 1997).

Die „Punks“ erscheinen als problematische, deviante Gruppe Jugendlicher, von der sich PassantInnen des Hauptplatzes und des Stadtparks, StadtbewohnerInnen und Geschäftsleute verärgert, belästigt und bedroht fühlen, obwohl niemand konkrete Tatbestände nennen kann. Ein oft angeführtes Argument ist die vorgeschobene Sorge um andere, oft um ältere Menschen, Frauen oder Jugendliche, die sich gegen die vermeintliche Bedrohung durch Aggressivität, Drogen und gefährliche Hunde nicht so wehren könnten wie man selbst.

In dem Moment wo sie für mich zur Bedrohung werden, also – ich bin absolut kein ängstlicher Mensch, ich glaube auch, dass ich mich ganz gut, allein durch meine Persönlichkeit, wehren kann, aber ich empfinde es als äußerst unangenehm, wenn mir ein Mensch, den ich nicht einschätzen kann, weil ich ihn nicht persönlich kenne, verhältnismäßig unangenehm auf mich zukommt, und z. B.: Typische Situation, die ich entsetzlich gefunden habe, war das, wenn die Punks mit den Hunden gekommen sind. Weil ein Schäferhund ist für mich, hat ein aggressives Potential. Und wenn der einen Schäferhund ohne Maulkorb, nur so am Halsband festhält, ohne Leine, und die kommen zu Dritt oder zu Viert auf dich zu [...], es ist ganz klar, die versuchen natürlich nicht wirklich, dich einzuschüchtern, aber sie versuchen natürlich, dich zu bewegen, ihnen Geld zu geben, nur... da sage ich mir, das ist nicht in Ordnung. [...] Weil ich diese Angst nicht kenne. Nur: ich würde mal sagen... 80 % der Frauen haben hier wirklich

Angst und geben Geld, weil sie Angst haben. Und in dem Moment brauchen diese Menschen meine Hilfe. Und nicht die Punks!“ (Eine Unternehmerin)

Mit den Hunden haben sie natürlich, und ihrem Aussehen, und ihrem oft auch alkoholisierten Zustand haben sie bei vielen, vor allem Frauen, auch Angst erweckt, es sind viele Menschen einfach nicht mehr gern dort vorbeigegangen. (Bürgermeister Nagl)

Die subjektive Furcht eines Menschen vor Kriminalität beruht offensichtlich nicht bzw. allenfalls schwach auf im statistischen Sinne »objektiv« zu nehmenden Kriminalitätsraten oder einer tatsächlichen persönlichen Bedrohtheit. Selbst wenn es an einschlägigen Erfahrungen mangelt und selbst wenn gesamtgesellschaftlich die Kriminalitätsbelastung eher abnimmt, reicht ein in den Medien hinlänglich intensiv verbreitetes Horror-Szenario für die große Mehrheit der BürgerInnen völlig aus, damit sie ganz konkret um ihre persönliche Sicherheit bangen (Hitzler 1997). Seit einiger Zeit ist zu beobachten, wie die durch die ökonomischen und sozialen Umbrüche der Gegenwart freigesetzten Gefühle von Angst, Desorientierung und Unsicherheit durch ein medial und politisch betriebenes Panikmanagement gezielt in Verbrechensfurcht umformuliert und in eine Art soziale „Dunkelangst“ verwandelt werden. Die von den Medien betriebene Kriminalisierung von sozialen Randgruppen erlaubt die Konkretisierung einer diffusen Angst, die in der Verfolgung, Verurteilung und Bestrafung des Verbrechers zu Ruhe zu kommen hofft (Eisenberg 2002). Die Verschärfung von Gesetzen und populistische Slogans zur Verbrechensbekämpfung bestätigen Bedrohungsvorstellungen und ermutigen die Bevölkerung, an ihren Ängsten festzuhalten, aus denen politisches Kapital zu schlagen ist.

Die StandlerInnen

Die Informationsgespräche mit StandlerInnen am Hauptplatz stimmen in der Frage, ob sie mit den „Punks“ in Berührung kämen, darin überein, dass es „keine Berührungspunkte“ (ein Maroniverkäufer) gebe.

Sind die Punks eigentlich Kunden von den Standlern?

Ja, es gibt einen, der was gerne so ... ich weiß gar nicht ob das Punks sind, ich kenn mich da nicht so genau aus in dieser Richtung, wie die einzelnen Sparten heißen. Es gibt auf jeden Fall einen, der hat so gern die Kirschlutscher, der kommt

immer, ein ganz ein lieber Kerl, der kauft sie immer. Den kenn ich schon zehn Jahre lang, ein ganz ein lieber Kerl. Und sonst aber größtenteils, ihre Bierdosen kaufen sie beim Billa, wo sie 39 oder 49 Cent kosten. Aber hie und da schaut schon einer vorbei auch bei uns. (Ein Standler)

Na, die kommen nicht zu mir, manchmal, ein, zwei, die kommen, [trinken] nur „1 Viertel“ und gehen schon wieder. (Ein Maroniverkäufer)

Der Platz ist in der Wahrnehmung der meisten geteilt in ein vages „da hinten“, wo die „Punks“ sich aufhalten und ihren eigenen Einzugsbereich, den sie genau überblicken. Trotz der positiv-neutralen eigenen Kontakte zu den „Punks“ wird die Perspektive auf die Gruppe von Vorurteilen beherrscht, immer wieder werden Argumente angeführt, die den medialen Diskursen, insbesondere der Kronen Zeitung, entnommen sind, und sich mit Gehörtem und Erlebtem zu Projektionen verdichten.

Die Spannungen zwischen den StandverkäuferInnen und den „Punks“ bzw. wandernden Musikanten und anderen Menschen, die von und auf der Straße leben, ist verstehbar als Bemühung der StraßenverkäuferInnen, sich als anerkannte KleindienstleisterInnen, Angestellte und KleinunternehmerInnen von den anderen Gruppen abzugrenzen, ihre Identität und ihre soziale Stellung zu verteidigen.

Ein Standler blickt nicht ohne Stolz auf seine 22-jährige Erfahrung im „Gastgewerbe“ zurück. Ein Maroniverkäufer stellt sein Verkaufskiosk als Traditionsunternehmen seit 47 Jahren dar, und seit sechs Jahren, in denen er den ganzen Winter Stanitzl um Stanitzl verkauft, gilt dem Hause seine Loyalität. Dass der Chef eigenhändig die Maroni ritze, beim Fernsehen, wird mit Stolz zum Qualitätsmerkmal gegenüber anderen MaroniverkäuferInnen, verrät aber auch den geringen Gewinn, von dem das Besitzerpaar auch ihn noch entlohnt, und den der Chef noch durch die Mitarbeit zu steigern versucht. Der Groll des Standlers gilt weniger den „Punks“ als den Straßenmusikern:

Wenn keiner denen was geben würd', da würden sie eh gleich verschwinden. Wenn keiner ihnen was gibt, sind sie in drei Monaten weg. Aber wissen Sie, was mich viel mehr stört? Die da (zeigt auf einen Straßenmusiker mit Rastafrisur), die Musiker und die Bettler, die zahlen alle keine Steuern. Die verdienen in einer Stunde 2, 3 mal so viel wie ein Arbeiter, aber da kommt keiner von der Finanz und nimmt denen mal 40 Prozent gleich ab.

Er habe nur ein Radio hinter der Theke, müsse aber 56 Euro in 3 Monaten an

„Aufführungsrechten“ zahlen, „weil die Leute draußen ja was hören könnten“. Immer wieder tut sich ein Graben zwischen den „rechtschaffenen, fleißigen und arbeitenden Bürgern“ und jenen „Vogelfreien“ auf, die ohne Verpflichtung, aber auch ohne Anerkennung und Absicherung von Spenden leben. An der Grenze, an der sich Verdienst- und Anerkennungsgewinne beider Seiten nahe kommen, verlaufen die Kämpfe der Distinktion umso heftiger (Bourdieu 1979). Die territoriale Trennung, die mit dem Argument der Geschäftsschädigung, das auch EinzelhandelsunternehmerInnen vorbringen, immer wieder untermauert wird, erhält hier besonderes Gewicht:

Vor ein paar Jahren, da sind's hier vorne gewesen (zeigt vor seinen Stand), haben die Leute angeschnorrt, das hab ich gleich abgestellt. (Ein Maroniverkäufer)

Ein anderer Standler:

Und leider Gottes ist die Verlagerung eben... durch die Umzäunung vom Brunnen schaut es jetzt so aus, dass sie vorm Rathaus auf den Bänken sitzen und eigentlich das Chaos gleich geblieben ist und eigentlich keine Verbesserung da ist. Für uns, von den Standln her, hat es sich natürlich verbessert, weil sie sind jetzt weiter weg und sagen wir, so... in gewisser Weise sind wir geschützt.

In diesem Sinne begrüßen die StandlerInnen auch den *cordon sanitaire*⁹ der Grünpflanzensperre rund um den Erzherzog-Johann-Brunnen, der die Trennung zwischen dem Marktbereich und der offenen Platzfläche betont: als Symbol, dass die Stadtregierung ihre Polarisierung in Geduldete und Unerwünschte unterstreicht und damit zugleich den Stellenwert der Standler und das Gewicht ihrer Meinung festschreibt. So wie ein Standler sich verantwortlich fühlt für die Vertreibung der „Punks“, demonstriert er auch Verantwortlichkeit für die Sauberkeit des Platzes, wenn er den Geruch der Toiletten ankreidet und auf Fenster eines Eckhauses zeigt, die seit der Renovierung vor zwei Jahren nicht ein einziges Mal gereinigt worden seien. Der nächste Standler kritisiert die Unsauberkeit der „Punks“:

Punkt ist einfach, meines Erachtens fehlt es ihnen an Benehmen. Ich muss ganz ehrlich sagen, ich habe nichts gegen Randgruppen, [...] aber die wissen, im Vergleich zu den Punks, wie sie in der Öffentlichkeit aufzutreten haben. Und das wissen die Punks scheinbar nicht, weil ich kann nicht jetzt jeden Anschnorren, vielleicht hat keiner was dagegen, wenn ich sage: „Entschuldigen Sie, haben Sie ein paar Cent für mich?“, aber nicht: „He, Alter, hast ane Cent?“ oder so. Das ist

⁹ Als „Kordon“ werden die Pflanzen auch von Medien interpretiert: „Ein Kordon aus Grünpflanzen bewachte bis jetzt den Hauptplatzbrunnen. Künftig behütet ihn das Gesetz“ (Kleine Zeitung 18.1.2005.)

einmal Punkt eins. Punkt zwei möchte ich sagen, dass sie sehr unreinlich sind, weil auch wenn ich eine Bierdose konsumiere und wenn man über den Hauptplatz geht, es gibt fast alle zehn Meter einen Mistkübel und es ist nicht notwendig, dass man eine Bierdose, so wie es früher war, in den Brunnen reinschmeißt oder auf die Straße oder genauso die Notdurft am Hauptplatz verrichtet. Es gibt eine öffentliche Toilette, die bis 0:00 Uhr offen hat, das ist ein Punkt. Da bin ich vielleicht zu gut erzogen, mag sein, aber ich finde, dass sich das einfach nicht gehört.

Diese Verantwortlichkeit für Sauberkeit und Ordnung, dessen, „was sich gehört“, zeigt ihren Bürgerstolz und die Unverbrüchlichkeit ihrer Loyalität zu den bürgerlichen Werten der Gesellschaft, die in Schmutz und Unordnung Gefährdung erblicken.

Sauberkeitsdiskurse

Es gilt, ein gesellschaftliches Reinheitsmodell zu verteidigen, das für den Bestand der Ordnung garantieren soll. Reinheit ist mit Tabus belegt, in denen sich die Macht kultureller Strukturen manifestiert: Schmutz ist verbunden mit Ekel und Abscheu.

Der beherrschende Aspekt der Stigmatisierung der „Punks“ ist ihre Assoziation mit Störung und Verschandelung des Stadtbildes, Schandflecken, Schmutz, Verunreinigung und Abfall.¹⁰ Verschmutzung wird zur Metapher für die hartnäckige Gegenwart von Menschen, die „nicht dazupassen“, die „fehl am Platz“ sind, die das Bild stören – oder das ästhetisch befriedigende und moralisch beruhigende Harmoniegefühl anderweitig beeinträchtigen (Bauman 1999).

Die Gefährdung steht aber wesentlich in Zusammenhang mit dem Bedürfnis nach Ordnung. Ordnungsbedürfnisse scheinen mit der Erschütterung traditioneller Orientierungen und weitreichender Verunsicherung zu wachsen.

Unordnung und Schmutz lösen dann Ängste aus:

[...] ein Brunnen ist da, um sich dort hinzusetzen, damit Kinder von mir aus auch darin spielen können [...]. Da darf ich mich dann aber nicht fürchten müssen, indem ich ständig damit rechnen muss, dass mir einer dieser total verdreckten, das muss man leider dazu sagen, und dann ständig bettelnden Leute das Leben schwer macht. (Eine Unternehmerin)

¹⁰ „Spät, aber doch! Nachdem die „Krone“ intensiv gegen Punks, Gewalt, Müll, Angst auf dem Grazer Hauptplatz eingetreten war, zog Bürgermeister Nagl erste notwendige Konsequenzen.“ (Neue Kronen Zeitung)

Sie haben sich einen neuralgischen Punkt ausgesucht und sie haben so richtig in die Wunde der Menschen hineingelangt, das hat wirklich weh getan, Erzherzog Johann, der doch sehr viel für die Steiermark und für Graz getan hat, quasi dort tagtäglich als Schandfleck, rundherum mit diesem Mist, der da gemacht wird, da sind Flaschen zertrümmert worden; die Menschen haben einfach Angst, und ich habe da keine Freude damit, und das wird's in Zukunft nicht mehr geben. (Bürgermeister Nagl)

Die Zusammenhänge zwischen Schmutz und Gefährdung analysierte die britische Anthropologin Mary Douglas.

„[Schmutz ist] wesentlich Unordnung. Schmutz als etwas Absolutes gibt es nicht: er existiert nur vom Standpunkt des Betrachters aus [...] Schmutz verstößt gegen Ordnung. Seine Beseitigung ist keine negative Handlung, sondern eine positive Anstrengung, die Umwelt zu organisieren [...] Wenn wir gegen den Schmutz ankämpfen, tapezieren, dekorieren und aufräumen, treibt uns nicht die Sorge, wir könnten andernfalls krank werden, sondern wir verleihen unserer Umgebung dadurch, dass wir sie in unseren Vorstellungen angleichen, eine neue, positive Ordnung. Hinter unserem Bemühen, Schmutz zu meiden, steht weder Furcht noch Unvernunft: es ist eine kreative Handlung, der Versuch, eine Verbindung zwischen Form und Funktion herzustellen, unsere Erfahrung zu vereinheitlichen [...] Wenn das Unsaubere etwas ist, was fehl am Platz ist, so müssen wir es von der Ordnung her untersuchen. Unsauberes oder Schmutz ist das, was nicht dazugehören darf, wenn ein Muster Bestand haben soll.“ (Douglas 1985, 12f.)

Die Definition von Schmutz hängt vor allem von seiner Platzierung ab. Das Ordnungsmuster verweist jeden Gegenstand an einen bestimmten Platz. Was an diesem zugewiesenen Ort ordentlich und ordnungsgemäß erscheint, wird an anderen Orten zum Störfaktor, zum Schmutz: wie das appetitliche Essen, das auf der Kleidung zum hässlichen Fleck wird, ist Schmutz das, was fehl am Platz ist, was „das Bild stört“.

In den gesellschaftlichen Reinheits- und Ordnungsvorstellungen steht immer wieder der Begriff des „Stadtbildes“ im Raum. Der Begriff des „gestörten Bildes“ macht kontrastiv erst die Organisation des Stadtraumes nach Kriterien legitimen ästhetischen Geschmackes (Bourdieu 1979) bewusst. Das Stadtbild wird verstanden wie ein Bild, das nach Kompositionsregeln gegliedert ist, ein Ausschnitt, auf den der Blick gerichtet wird, in dem das dargestellt wird, was man zeigen, was man repräsentieren möchte. Dabei verweist der Bildbegriff auf die Vorstellung der *Darstellungswürdigkeit*, die über einen historischen Kunstbegriff hinaus bis heute den legitimen ästhetischen Geschmack prägt.

Die Irritation, die von den „Punks“ für die legitime Ästhetik des Raumes ausgeht, ist die Infragestellung, Negation, die Verweigerung gegenüber allen gesellschaftlich gültigen Geschmacksrichtungen (Bourdieu 1983).

Man muss eines auch bedenken, von den Touristen her ist einmal der Hauptplatz und Innenstadt, also mit Zeughaus, das spielt sich alles ab im ersten Bezirk und da sind die meisten Touristen, und wenn dann die Leut das sehen, *das macht einfach kein Bild* und die bilden sich ein Urteil. Und man darf eines nicht vergessen, dass wenn ich etwas Gutes erlebe, das sag ich zwei Mal weiter und die schlechte Kritik gebe ich 14 Mal weiter und jetzt sehen sie das, die Touristen zum Beispiel, und da sagen sie dann, „nach Graz brauchst nicht fahren, weil da lungern sie am Hauptplatz umeinander und kiffen und setzen sich die Nadel an und was weiß ich. (Ein Standler)

Mit der gemeinsamen Verordnung hätten wir zusammen für ein sauberes Bild auf dem Hauptplatz sorgen können. (Bürgermeister Nagl, Kleine Zeitung 18.6. 2004, S. 15)

Ein weiteres Motiv in diesem Reinheitsdiskurs ist die Verbindung von „Punks“ und Tauben als Probleme des Hauptplatzes. In den Gesprächen mit NutzerInnen des Hauptplatzes ebenso wie in medialen Berichten werden immer wieder „Punks“ und Tauben in einen gemeinsamen Kontext gesetzt. Der Sinn der Parallelsetzung von Tauben und „Punks“ als Störfaktoren im urbanen Raum ist eine Erzählung, die tieferliegende kulturelle Assoziationen generiert.

Ja, jetzt tun sie eben woanders rumlungern (sie zeigt weitläufig auf die „Punks“) und die Tauben sind auch immer noch da. Aber da haben sie ja jetzt so Abwehrsperrren. Für die Jugend. (Eine Seniorin)

Auffällig ist der Chiasmus¹¹, durch den „Punks“ und Tauben in Verbindung gebracht werden, außerdem die assoziative Begriffswahl, die auf beide „Gruppen“ schließen lässt („Abwehrsperrren“). Damit weist die ältere Dame auch einen Zusammenhang der Abwehrmaßnahmen gegen Tauben und „Punks“ auf: es geht darum, das Niederlassen zu verhindern. In Stuttgart beispielsweise wurden Beetbegrenzungen aus Beton, die als Sitzgelegenheiten fungierten, mit Metallspitzen versehen, die, im menschlichen Maßstab, den Taubenbewehrungen vieler Gebäude entsprechen (Krebs 2001).

¹¹ Rhetorische Form, bei der verschiedene Inhalte kreuzweise verknüpft werden, hier:

Herumlungern (Punks)	–	<i>Tauben</i>
<i>Abwehrsperrren</i>	–	Jugend

Auch von einem Standler werden „Punks“ und Tauben als „Probleme“ des Hauptplatzes angesprochen:

[...] Oder eben auch ein Thema, was ja sehr lang in den Medien war, sind eben die Punks. Ganz ein großes Problem für uns. Sicher, aber jetzt ist es ja besser geworden.

[...]

Und gibt es andere Personengruppen oder Störfaktoren am Hauptplatz für Sie?

Ja, das Problem sind natürlich auch die Tauben. Da muss man sagen, gut, da kann man nichts dafür, aber die landen bei uns genauso da am Hauptplatz wie am Markusplatz, aber der Punkt ist der, was oft ein bisserl unverständlich ist, dass zum Beispiel bei jedem Stand, vor allem bei den Würstelständen, dass da aufliegt „die Tauben nicht zu füttern“, dass es aber trotzdem viele Unverbesserliche gibt, die müssen, oft ältere Frauen, die vorbeigehen und eine Hand voll Kerndln hinstreuen, aber eben zum Stand, dass die Tauben wieder dort hinfliegen und die Tauben sind einfach Schmutzverbreiter. Nichts jetzt gegen die Vögel, aber es ist einfach so, das ist aber die Schuld der Menschen. Vereinzelt ist es kein Problem, aber bei einem Würstelstand, auf einmal sind da dreißig, vierzig Tauben und die werden dann aufgeschreckt [...], die fliegen dann auf und dann wird der Dreck aufgewirbelt und das ist natürlich nicht gut. Das macht einfach kein Bild, weil Leute, die vorbeigehen, sehen das, sagen dann auch, da kannst nicht hingehen, da sind eh nur Tauben [lacht].

Tauben, die in anderen Kontexten positiv konnotiert sind, werden als Kulturfolger in der Stadt, die sich von menschlichen Nahrungsresten und Müll ernähren, mit Schmutz assoziiert, als Ungeziefer, Parasiten, Überträger von Keimen und Verschmutzer, die sich der Ordnung der Stadt widersetzen, weil man sie weder aus der Stadt zurück in die Natur vertreiben, noch sie kulturalisieren kann.

Über die Projektion der Zuschreibungen auf die Tauben bleibt der tabuisierte Zusammenhang unbewusst.¹² Die Parallele zwischen der gesellschaftlichen Verachtung von Tauben und

¹² Bernhard Kathan weist darauf hin, dass mediale Berichterstattungen über die Taubenbekämpfung in der Nachkriegszeit als Deckerzählung fungierten. In anthropomorphen Zuschreibungen eignen sich Tiere in besonderer Weise für die projektive Verarbeitung von Traumata, Ängsten und Konflikten. Über die Beschreibung der „schmerzlosen“ Taubenvernichtung mit Blausäure sollte nachträglich die „Humanität“ der kollektiv begangenen Verbrechen in den NS-Vernichtungslagern legitimiert werden. „Zwei entscheidende Elemente antisemitischer Stereotypen fanden [in den Tauben] ihr Projektionsfeld. Juden wurden als Parasiten und Schädlinge diffamiert, die den gesunden Volkskörper zu verunreinigen drohen. Ihnen wurde ein

„Punks“ ist in mehrfachem Sinne herstellbar: in der Assoziation mit Verschmutzung, besonders durch Exkremete („urinieren, Notdurft verrichten“), in der Diffamierung als Schmarotzer, die parasitär von der Wohlstandsgesellschaft profitieren, ohne zu arbeiten, aber auch in der Ungreifbarkeit ihrer Bewegungen im Raum, aus dem sie sich nicht entfernen lassen, ohne wieder zu kommen.¹³

Dem Ordnungs- und Sauberkeitsdiskurs entsprechen auch die Lösungsansätze: es geht wesentlich darum, „Grenzen aufzuzeigen“, um Grenzziehungen, „einen Ordnungszustand am Hauptplatz wiederherzustellen“, ein „sicheres, sauberes Umfeld zu schaffen“ (Bürgermeister Nagl). Einerseits ist damit die räumliche Entfernung der „Punks“ aus dem Blickfeld des „Stadtbildes“ intendiert, andererseits werden Maßnahmen begrüßt, in denen die „Punks“ zur Säuberung öffentlicher Parks angehalten werden. Die „Nützlichmachung“ von Obdachlosen und gesellschaftlichen RandseiterInnen im Sinne dieser Sauberkeitsdiskurse, die ihnen wieder zu Duldungsrechten verhilft, ist auch in anderen Städten zu beobachten: in Stuttgart beispielsweise werden Obdachlose von der Bertreiberfirma einer Parkgarage geduldet, da seit dem Einzug der Wohnungslosen die Parkgarage sicherer geworden sei und zudem die Gruppe regelmäßig die gesamte Parkebene reinige (Krebs 2001, 136).

Die Angstmetapher des Mülls, mit der die Punks, als Müllverursacher, assoziiert werden, steht für Chaos und Kontrollverlust (Robe 1999). Die Beschäftigung von angstbesetzten, ordnungsstörenden Gruppen in der Müllbeseitigung sorgt dafür, diese kulturelle Angst symbolisch zu „kanalisieren“. Mit dieser Praxis wird der Erhalt des Ordnungszustandes untermauert.

ausgeprägter Geschlechtstrieb unterstellt. Tauben wiederum galten als Parasiten und Krankheitsüberträger oder drohten durch ihren scharfen Kot das Kulturerbe zu zerstören und sich unkontrolliert zu vermehren.“ (Kathan 2001)

¹³ Conni Robe beschreibt einen ähnlichen – nicht nur – sprachlichen Umgang mit AußenseiterInnen in Berlin; auch die Vorgehensweise der Autoritäten in Berlin weist Parallelen zu jener in Graz auf: „Manche für ihre strategisch eingesetzten sprachlichen Tabuverletzungen bekannte Stadtpolitiker setzen auch schon einmal Arme, Obdachlose, Graffiti und Junkies in einen Zusammenhang mit Müll und Dreck. So nannte CDU-Fraktionschef Klaus-Rüdiger Landowsky beispielsweise die Wagenburg an der East-Side-Gallery „hygienisch problematisch“ und stellte „Müll, Ratten und Gesindel“ sprachlich und ideologisch auf eine Ebene. Dabei ist die „Rede vom Dreck“ – so formulierte es Rolf Lindner in Bezug auf das Ruhrgebiet – „noch heute eine moralische“. Sie bringt Dreck assoziativ mit Arbeitslosen und einer verkommenen Lebensweise in Verbindung. Gegen all das soll nun vorgegangen werden. Das Vorgehen richtet sich hier freilich nicht allein gegen die Armut, sondern vielmehr gegen Arme. Gleichzeitig wird das soziale Problem Armut zu einem ästhetischen gemacht, und dafür kann es auch nur eine ästhetische – oder kosmetische – Lösung geben.“ (Robe 1999, 31)

Sicherheitsdiskurse

Mit dem Diskurs einer Gefährdung der Ordnung geht auch der Diskurs einer diffusen, jedoch wachsenden Gefährdung der Sicherheit einher. Die neue Erstarkung von Sicherheits- und Ordnungsdiskursen ist ein Zeichen einer grundlegenden Destabilisierung von kulturellen Werten, die zu einem kulturellen Orientierungsverlust führt (Katschnig-Fasch 2003). Vor allem wenn eigene Verhaltensgewohnheiten und traditionelle, Vertrauen und Verlässlichkeit schaffende Ordnungskonzepte brüchig werden, wachsen auf dem Hintergrund von vielfältig verursachter Kriminalitätsfurcht Schutzbedürfnisse und individuelle wie kollektive Selbstverteidigungs-, Selbstjustiz- und Wehrbereitschaft (Hitzler 1997).

Das ebenso auf einfache Kausalzusammenhänge reduzierte wie offenbar probate Erklärungsmuster argumentiert, dass Unsicherheit aus Gefährdung resultiere, Gefährdung aus Bedrohung und Bedrohung schließlich aus Kriminalität.

„Eine strukturell so geartete Situationsdefinition erzeugt somit Reaktionen, die im Hinblick auf das zivilisatorische Miteinander selber wiederum riskant sind bzw. riskant sein können, denn je mehr dieser emanzipierte Bürger vor dem Hintergrund des skizzierten Verunsicherungs-Szenarios »gewissen«, ihm suspekt erscheinenden Leuten unterstellt, davon zu leben, durch den Verfolg ihrer Interessen ihm das Leben schwer zu machen, um so mehr wird ihm die Sehnsucht nach Ruhe, Ordnung, Sicherheit zum nicht mehr nur privaten Anliegen, sondern zur öffentlich vorgetragenen, zur politischen Forderung“ (Hitzler 1997, 185).

Menschen, die ihre soziale Existenz bzw. ihre Lebensgewohnheiten gefährdet sehen, sehen sich bereit, sich (wie auch immer) gegenüber anderen, von denen sie sich alltäglich bedroht wähnen, zur Wehr zu setzen. Dies geht mit einer diskursiven Forderung nach der Restauration kleinbürgerlicher Lebenswerte (wie z. B. des Anspruchs auf Wohlstand, Ordnung, Sauberkeit, Ruhe) und einem zunehmend geforderten Regelungs-, Norm- und Vollzugsbedarf seitens des Staates einher. Im Wesentlichen wird dabei das gefordert und zunehmend praktiziert, was Hitzler als „präventiv-repressive“ Formen der Bewältigung allgemeiner Verunsicherung bezeichnet. Bei ihnen steht nicht die Frage nach Ursachen im Vordergrund, sondern die Frage nach effizienten und schnellen Mitteln zur Beseitigung oder zumindest zur Eindämmung und Zurückdrängung eines als problematisch definierten, augenfälligen Tatbestandes. Hierbei werden abstrakte Umstände und strukturelle Bedingungen als gegebene Problemstellungen angenommen, auf deren Basis bestimmte Handlungskonzepte zu entwickeln und umzusetzen sind. Insgesamt geht es dabei vor allem darum, sozial unerwünschtes Verhalten anderer Personen mittels demonstrierter Sanktionsbereitschaft zu verhindern oder zu unterbinden. Dieses Bewältigungsprinzip beginnt z. B. in Form von Forderungen nach Beseitigung von

Gefahren- bzw. Belästigungsquellen oder als Ruf nach mehr bzw. besserer Polizei sowie nach schärferen bzw. effektiveren Gesetzen.

Als Gegenstück zu präventiv-repressiven Bewältigungsstrategien stehen analytisch-therapeutische Reaktionsweisen, die etwa dem Zugang sozialer Arbeit entsprechen. Diese „zielen darauf ab, die als die „eigentlichen“ deklarierten (sozialen, wirtschaftlichen, psychischen) Ursachen von gesellschaftlich oder teilgesellschaftlich als „problematisch“ etikettierten Verhaltensweisen von Personen aufzudecken und zu beseitigen – in der Annahme, damit würde auch das verschwinden, was (lediglich) als Symptom anzusehen sei.“ (Hitzler 1997,185f.). Diese Reaktionsstrategie auf problematische Verhaltensweisen ist auf die Beseitigung sozialer Ungleichheiten und auf Sozialisations- bzw. Integrationsmaßnahmen gerichtet.

Besonderen Einfluss auf die in den letzten Jahren in fast allen europäischen Großstädten aufkommende Sicherheitsdebatte hatte die neokonservative *Broken-Window* Theorie der Harvard-Professoren Kelling und Wilson, der den bereits in den 1980er Jahren in den USA entstandenen Sicherheitsdiskurs maßgeblich geprägt hatte, und besonders durch die restriktive Kriminalitätsbekämpfung des New Yorker Bürgermeisters Giuliani auch auf andere Großstädte ausstrahlte. Die *Broken-Window* Theorie erhielt ihren Namen von einem Experiment, nach dem ein in einem besonders kriminalitätsgefährdeten Stadtteil geparktes Fahrzeug, das eine eingeschlagene Scheibe aufwies, binnen kürzester Zeit vollständig zerstört wurde, während ein unbeschädigtes Fahrzeug im selben Viertel unbeschädigt blieb. Kelling und Wilson schlossen, dass durch Bagatelldelikte die Hemmschwelle für schwere Kriminalität sinke. Repression bei Bagatelldelikten wurde als wirksames Mittel zur Eindämmung der Kriminalität angenommen. Obwohl SoziologInnen schwerwiegende Zweifel äußern, dass ein Rückgang der Kriminalität mit Repression in Verbindung zu bringen sei (Wacquant 1999), prägte die verkündete Effizienz dieser Politik unter New Yorks Bürgermeister Giuliani das Bild von New York als Modellstadt für Sicherheit. New Yorks Polizeichef Bratton, der unter dem Slogan „Three strikes out“ eine extrem repressive Verbrechensprävention verfolgte, indem bereits auf drei Bagatelldelikte ein massiv verschärftes Strafmaß folgte, führte die Reduktion der Kriminalität auf die erfolgreiche Polizei zurück (Hess 2000).

Das Risiko der Viktimisierung der Gesellschaft besteht darin, aus den Augen zu verlieren, dass die scheinbar gefährlichen Milieus im Gegenteil *gefährdete* Milieus sind, die von den Auswirkungen struktureller Gewalt und Deprivation gezeichnet sind. Sowohl in medialen als auch politischen Stellungnahmen findet nicht selten eine Verkehrung von Begriffen statt, die die Öffentlichkeit als Opfer von Menschenrechtsübertretungen darstellt, z.B.: „Es kann

einfach nicht sein, dass eine kleine Gruppe den ganzen Rest der Grazer Bürger in Geiselschaft nimmt.“ (Eduard Hamedl, ÖVP-Landtagsabgeordneter und Polizist, Grazer Woche, 23. 5. 2004)

Umso mehr ist es ein Wahnsinn, dass Parteien bzw. [sic!] Stadtpolitiker einer bestimmten Couleur [sic!] nichts gegen eine absolute Verschandelung eines der wichtigsten Grazer Zentren unternehmen [...]. Es muß doch gewisse Grenzen geben, denn mit der völligen Freiheit enden wir letztlich in Anarchie und Chaos. [...] Wo hört die Freiheit des einzelnen auf? Als wichtiges Medium im Raum Graz ersuche ich Sie herzlich, weiter für die Rechte der Menschen einzutreten, auch wenn das den Linken nicht passen sollte. (Werner Krug, Leserbrief an die Neue Kronen Zeitung, Mai 2005)

Auch der Hinweis auf Drogenmissbrauch wird gemeinhin als Gefahr für die Öffentlichkeit verstanden, nicht aber als ein ernstzunehmendes Risiko der Betroffenen, sich selbst zu zerstören.

Der „Sicherheitsdiskurs“ ist zugleich als ein „Ausgrenzungsdiskurs“ zu interpretieren (Krebs 2001). Der Diskurs um die Gewaltbereitschaft und abweichendes Verhalten kriminalisiert und stigmatisiert Jugendliche, ohne die strukturellen Bedingungen zu berücksichtigen, unter denen dieses Verhalten entsteht (Wacquant 2002). Die Ironie eines devianten Lebenslaufes scheint darin zu bestehen, dass Widerstand gegen Autorität immer massivere Dosen von Autorität nach sich zieht (Zilian 1998). Die Spirale der Marginalisierung wird so vorangetrieben, weil Ausgrenzung und Stigmatisierung als legitime Folge von – und nicht als Bedingung für – Normverstöße und abweichendes Verhalten erscheinen.

Im Auge des Gesetzes

Den politischen Höhepunkt der Auseinandersetzung mit der Gruppe der „Punks“ in Graz bildet das Landessicherheitsgesetz.¹⁴ In der Formulierung exakt auf die Gruppe der „Punks“ zugeschnitten, stehen dahinter jedoch bereits langjährige Bemühungen der Entfernung von Randgruppen aus dem innerstädtischen Raum, wie die Landtagsprotokolle und die diversen Anträge im Landtag der letzten Jahre belegen.

Im Landessicherheitsgesetz werden öffentliche Anstandsverletzung, Lärmerregung und Ehrenverletzung als Verwaltungsübertretungen verboten und mit Geldstrafen bis zu 2000 €¹⁵, Wegweisung und Sicherstellung von Eigentum geahndet. Die beschriebenen Tatbestände scheinen jedoch mit dem Schutz der *Sicherheit* insofern nicht direkt in Verbindung zu stehen, als im Gesetz keine *Gefährdung* der Öffentlichkeit oder von Einzelpersonen angesprochen ist: „Den öffentlichen Anstand verletzt, wer ein Verhalten setzt, das mit den allgemeinen Grundsätzen der Schicklichkeit nicht im Einklang steht und das einen groben Verstoß gegen die in der Öffentlichkeit zu beachtenden Pflichten darstellt“.

Das Landessicherheitsgesetz stellt vielmehr eine strategische Möglichkeit in der Verteilung der legislativen Kompetenzen dar, der Exekutive in einem speziellen Falle mehr Rechte einzuräumen. Es handelt sich hier um eine politische Strategie, die legislativen Mittel auszuschöpfen, um der Exekutive Handhabe gegen eine unerwünschte Gruppe einzuräumen.

Da keine Gefährdung der allgemeinen Sicherheit vorliegt, die in den Kompetenzbereich des Bundes fallen würde, dessen Aufgabe die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung in Gesetzgebung und Vollziehung ist, sind nach dem Sicherheitspolizeigesetz des Bundes die Sicherheitsorgane, d.h. die Bezirkshauptmannschaften und die Polizeidirektion, die das Gesetz vollziehen, nicht befugt, einzuschreiten.

Da ebenso keine strafbaren Tatbestände im Sinne des Strafgesetzbuches vorliegen, fällt auch den Gerichten keine Zuständigkeit zu.

Nur die Abwehr spezifisch örtlicher Gefahren, die auf die Ebene der Gemeinde beschränkt sind, fällt in die Landeskompetenz und in den Bereich der örtlichen Sicherheitspolizei.

¹⁴ Andere Bundesländer haben bereits seit längerem Landessicherheitsgesetze erlassen (z. B. Wien 1993), teilweise unter SPÖ-Regierungen, was sicherlich mit ein Grund dafür ist, dass die SPÖ dem Antrag im steirischen Landtag letztendlich zugestimmt hat.

¹⁵ Damit wurde das Strafmaß zwischen der Gesetzesvorlage und der Fassung vom 18. Jänner 2005 verdoppelt. Dieser Unterschied hat vor allem für die Betroffenen gravierende Folgen, da sie grundsätzlich aufgrund ihrer finanziellen Situation die entsprechende Summe an Tagen als Ersatzstrafe im Freiheitsentzug antreten müssen.

Das bisherige Landessicherheitsgesetz führte wegen der Definitionsunschärfe, was Anstandsverletzung sei, zu Abgrenzungsproblemen in der Kompetenzenverteilung zwischen örtlicher und allgemeiner Sicherheitspolizei.

Die Verfassung räumt für die Regelungen der örtlichen Sicherheitspolizei die Möglichkeit der Regelung durch die Landesgesetzgebung ein, wenn jedoch das Landesgesetz keine Regelung vorsieht, lässt die legislative Kompetenz der Gemeinde die Möglichkeit einer so genannten ortspolizeilichen Verordnung zu.

Bürgermeister Nagl versuchte zunächst, mit der so genannten Unfugabwehr-Verordnung im Gemeinderat die polizeilichen Rechte gegen die „Punks“ zu stärken. Die Möglichkeit der Stadt Graz, unmittelbar gestützt auf die Bundesverfassung, eine ortspolizeiliche Verordnung zu erlassen, scheiterte aus politischen Gründen, weil die Befürworterparteien ÖVP und FPÖ im Gemeinderat mit 44,1 % der Sitze¹⁶ keine Mehrheit hatten und die Grazer SPÖ, die in dieser Frage gespalten war, trotz zuvor mit der ÖVP ausgehandelten Kompromisses der Verordnung nicht zustimmte. „Die gesetzliche Basis für eine solche Verordnung war mehr als dünn, verfassungsrechtliche Bedenken haben überwogen“, sagte Vizebürgermeister Walter Ferk den Salzburger Nachrichten (18.6.2004). Da dieser Versuch einer juristischen Handhabe missglückt war, wurde in nächster Instanz dem Landtag eine Petition vorgelegt, die Bürgermeister Nagl zufolge eine „schärfere Version“ als die „sanfte Verordnung“ werde.¹⁷

Im Landtag waren durch Verteilung der Sitze der Parteien, die den Gesetzesentwurf unterstützten, günstigere Bedingungen für die Ratifizierung des Gesetzesentwurfes zu erwarten: ÖVP und FPÖ halten zusammen mit 59,4 % der Stimmen bereits die Mehrheit¹⁸. Zugleich ist damit eine Legislation erreicht, die nicht mehr von politischen und personellen Entwicklungen auf Ebene des Gemeinderates beeinflussbar ist. In dem Gesetz, aus dem Vertreter rechtsgerichteter Parteien bereits als „Punk-Gesetz“ politischen Profit schlagen, konnte eine Ausgrenzungspolitik gegen gesellschaftliche Randgruppen verwirklicht werden, die in den vergangenen Jahrzehnten, trotz beharrlicher Versuche der FPÖ, insbesondere in Bezug auf BettlerInnen und Obdachlose, am Widerstand anderer Parteien scheiterte. Die restriktivere Politik der neuen ÖVP-Stadtregerung und vor allem die mediale Inszenierung einer Eskalation im Sommer 2004 leisteten jenen politischen Kräften Vorschub, die ein Landessicherheitsgesetz – das bisher stets aufgrund verfassungsrechtlicher Bedenken vom Verfassungsdienst abgelehnt wurde – seit Jahren forcieren wollten, nachdem es bei der Anlassgesetzgebung gegen BettlerInnen „nur“ zu einer lokal gültigen Bettlerverordnung gekommen war.

¹⁶ http://www.graz.at/x_wahl2003/erg/grwahl/bez99.htm (Gemeinderatswahl 2003)

¹⁷ Salzburger Nachrichten, 18.6.2004.

¹⁸ <http://www.verwaltung.steiermark.at/cms/ziel/531963/DE/> (Landtagswahl 2000)

Die geminderten Bedenken, ein Wegweisungsrecht gegenüber „Punks“ als gegenüber von BettlerInnen zu erlassen, werden mit dem „sichtbaren“ Tatbestand der Anstandsverletzung argumentiert. Der Gesetzestext, der formal nicht in Widerspruch zu den Grundrechten steht, weil er sich auf Handlungen und nicht auf Personengruppen bezieht, klärt jedoch nicht den Fall des Tatbestandes, sondern die Kompetenzenregelung, und lässt, einhergehend mit erweiterten Exekutivrechten, besonderen Spielraum für Auslegung. Klare Definitionen von Anstand, Anstoß etc., jenen Kategorien, die im Landessicherheitsgesetz festgeschrieben sind, vermochte keiner der befragten Politiker zu geben.

Die am häufigsten vorgebrachten Argumente einer Störung bzw. Belästigung anderer Personen durch die „Punks“ sind im Landessicherheitsgesetz nicht ausgeführt. Dazu gehören Alkoholkonsum, das Schnorren und der Aufenthalt in Wartehäuschen der GVB. Der Aufenthalt im öffentlichen Raum, insbesondere in Verkehrsräumen kann nicht an sich eingeschränkt werden. Ob der Aufenthalt von Personen in Wartehäuschen oder auf Bänken, wodurch aufgrund geringen Platzangebotes *per se* später eintreffende andere Personen an dessen Benutzung gehindert werden, „nicht widmungsgemäßer Benutzung“ entspricht, ist uneindeutig, und läuft Gefahr, je nach sozialer Position der Person unterschiedlich interpretiert zu werden.

Immer wieder wird deutlich, dass der Auslegungsspielraum sich auf die Differenz zu einer gesetzten Normalität bezieht. Die folgende Interviewpassage mit dem Leiter des Verfassungsdienstes des Landes Steiermark, Dr. Alfred Temmel, illustriert diese begriffliche Uneindeutigkeit:

Wenn es da heißt (zitiert wörtlich): „.... andere Personen am bestimmungsgemäßen Gebrauch öffentlicher Einrichtungen, insbesondere Sitzbänke und Unterstellgelegenheiten nachhaltig hindert...“ dann ist das ganz konkret zugeschnitten, die Formulierung, auf die Wartebänke der GVB am Hauptplatz, wo angeblich ältere Grazer, ältere Leute... wenn es geregnet hat, Angst gehabt haben, sich dort unterzustellen, weil dort die Punks drinnen waren und dort Bier getrunken haben. Und eine Sitzbank von der GVB oder Unterstellgelegenheiten sind halt an sich nicht da um sich dort stundenlang auszuruhen... also ich glaube, da könnte dann ein Organ der Bundespolizeidirektion herkommen und sagen: „Bitteschön, das ist verboten, geht's weg.“

Das Ganze scheint mir doch schwer nachzuweisen, oder zu sagen: „Sie halten sich da jetzt zu lange auf.“

Das ist eine Frage der Tatsachenfeststellung, wenn jemand... weil es ist ja in der Realität schon, glaube ich, sichtbar. Weil die Punks kennt man als solche, und wenn jetzt ein Polizeiorgan das längere Zeit beobachtet und sagt, die sind jetzt da eine Stunde drinnen in dem Wartehäuschen, es regnet, niemand, oder andere trauen sich da nicht hin, ja dann ist für den klar, dass sie da drinnen nichts verloren haben, also da sehe ich kein Problem.

Es geht da also um das äußerliche Aussehen?

Ja sicher, weil er Aufmerksamkeit erregt, beobachtet man ihn mal, den nimmt man ins Visier, sicher. Aber von Ihnen z.B. wird auch niemand sich gestört fühlen, wenn Sie da sind, es wird kein Grund sein, sich nicht auch ins Wartehäuschen zu stellen. [...] Es ist ja nur eine nähere Erklärung der öffentlichen Anstandsverletzung. Das ist wenn sich jemand in einer Weise verhält, wo sich andere gestört fühlen. Wie heißt es da? „[...] den öffentlichen Anstand verletzt, wer ein Verhalten setzt, das mit den allgemeinen Grundsätzen der Schicklichkeit nicht im Einklang steht, und das einen groben Verstoß gegen die in der Öffentlichkeit zu beachtenden Pflichten darstellt. Das ist ja die Wertung, die da drinnen ist. Ja, weiß ich nicht, ob sie da uriniert haben, aber wenn sie da urinieren, dann ist das da, am Hauptplatz, nicht gerade das, was mit den Grundsätzen, den heutzutage üblichen Grundsätzen der Schicklichkeit in Einklang zu bringen ist.

Gesetze sind ja normalerweise sehr präzise, aber wie Sie sagen, ist hier eine Wertung enthalten. Wer definiert die Wertung, wer fällt aus dieser Wertung heraus?

Ja, das verstehe ich schon. Freilich ist es zugeschnitten jetzt auf das Problem, es ist eine Anlassgesetzgebung. [...] Wir haben ein Problem, die Politiker haben ein Problem gehabt, und haben zu uns gesagt: „Löst das!“ Ja. Und ich glaube, dass dieses Gesetz geeignet ist, dieses aus der Sicht der Politiker bestehende Problem zu lösen, weil ich würde es anders... ich sag’ das immer so kompliziert... das ist ja nicht meine Wertung, die Wertung der Juristen fließt da nicht ein. Die haben einen Auftrag, d.h. wir haben diesen Sachverhalt, und dem wollen wir so und so begegnen.

Die Intention, die mit dem Wegweisungsrecht verbunden ist, ist die der Entfernung einer Randgruppe aus dem öffentlichen Blickfeld der Innenstadt, und die Verlagerung eines als „Verwaltungsübertretung“ bezeichneten Verhaltens in andere Bereiche der Stadt, in denen das gesammelt wird, was die Stadt hinter ihrer normierten Schauseite verdrängt.

Im Zentrum der Macht

Die Gruppe von „Punks“ erscheint im Zentrum der symbolischen Aufladung. Der Akt, den Prinzipien des symbolischen Ausschlusses nicht Folge zu leisten, erscheint als Widerstand, als hochpolitische Handlungssetzung. In der Wahrnehmung der „Punks“ jedoch ist der Hauptplatz nicht der Platz politischer Machtdemonstration oder ihrer Infragestellung, sondern einfach „so ein schöner Platz“ (ein „Punk“), das Zentrum des belebten urbanen Raumes, ein Raumknoten, der wichtige infrastrukturelle Funktionen erfüllt, und zudem für sie ökonomisch von besonderer Wichtigkeit ist, weil mit den Geschäften rund um den Hauptplatz eine besonders hohe Fluktuation von (teils wohlhabenden) Kunden verbunden ist, die bereit sind, ihnen Geld zu geben. Es ist die Logik der Ökonomie, dass diejenigen, die von den Almosen Wohlhabenderer leben (müssen), sich in gemeinsam genutzte Räume begeben, und die ökonomischen Gegensätze bieten unausweichlich sozialen Sprengstoff. Um diesen Sprengstoff zu entschärfen, sind der sozialen Welt Verschleierungs-Mechanismen eingeschrieben, wie die Anerkennung der sozialen Hierarchie und die Anerkennung des Ausschlusses, die in die Strukturen des Handelns eingehen (Bourdieu 1998). Die gesellschaftlich legitime Demuthaltung, die BettlerInnen einnehmen (müssen), und die in Graz durch die BettlerInnenverordnung auch institutionell in der Haltung der Betroffenen festgeschrieben wird, indem sie die Passivität und eine sitzende oder kniende Haltung vorschreibt, ist eine symbolische Demutsgeste vor den machtvollen Strukturen des Raumes, die symbolische Anerkennung der Herrschaftsverhältnisse und der Abhängigkeit.

Die symbolische Anerkennung der Herrschaft ist hier die notwendige Bedingung für den ökonomischen Tausch, der so zur mildtätigen Geste aus Mitleid mit der Armut wird, die für die Spende mit der Würde bezahlt. Das „Schnorren“ der „Punks“ jedoch entbehrt jener Demutsgeste, weil sie die um Geld Gebetenen direkt ansprechen, ihnen entgegengehen, sie ins Gesicht blicken. Ihr Handeln erscheint impertinent, weil sie den ökonomischen Charakter der Tauschhandlung entschleiern, ohne die soziale Hierarchie anzuerkennen: so wird quasi der Unterschied an ökonomischem Kapital von der Symbolik der Positionen im sozialen Raum entkoppelt und in Frage gestellt: wer Geld hat, kann davon abgeben. Gerade dieses Auftreten, ohne die zugewiesene Position im sozialen Raum einzunehmen, verstärkt die Sprengkraft der sozialen Hierarchiebeziehungen, weil es Wahlfreiheit unterstellt, ob man für Geld arbeitet oder es erschnorrt. Die Empörung rührt aus der Unumkehrbarkeit der Gleichung: denn für die bürgerlichen Wertvorstellungen macht es sehr wohl einen Unterschied, ob man arbeitet oder auf andere angewiesen ist: Betteln bedeutet ja dieser Erfahrung und Erwartung an die sozialisierten Strukturen nach, die Würde, die soziale

Anerkennung zu verlieren.

Der Verlust sozialer Anerkennung wird von den „Punks“ vorweggenommen. In dieser Strategie wird die Ablehnung der „Punks“ und ihr Kapital zugleich deutlich: sie haben eigene, zum Teil bürgerlichen Normen entgegengesetzte Wertvorstellungen entworfen, die aber nicht konfliktuell gedacht sind, vielmehr ist es eine identitätsstiftende Sozialstruktur. Das Konzept des Marginal Man von Bargatzky (1966) beschreibt diese Situation als zwei unterschiedliche, parallele Statusskalen, an denen der Marginal Man¹⁹ teil hat, die einer (minoritären) Gruppe, der er angehört, und die der Mehrheitsgesellschaft, in der die Gruppe lebt. Das soziologische Theoriemodell war in den sechziger Jahren in den USA entworfen worden, um die Situation und den seelischen Stress von MigrantInnen in den USA zu erklären. Auch im Falle der „Punks“ gibt es eine Hierarchie von Status und Anerkennung, die durch die Sozialisation erworben wurde. Durch meist traumatische biografische Ereignisse mit Herkunftssystemen wurden nicht nur die anomischen Verhältnisse in den Familien in Frage gestellt, sondern auch die in der Familie erlernten Wertvorstellungen. In der Gruppe der „Punks“ zählen andere Werte, durchaus im Widerspruch zu bürgerlichen Vorstellungen, und die geteilte Lebenseinstellung verspricht Anerkennung durch die anderen Gruppenmitglieder. Die Anerkennung durch eine Gesellschaft, die sie missachtet hat, in der sie Misshandlungen und Demütigungen erlebt haben, lehnen sie ab, und sie sind so der Gesellschaft auch die Anerkennung ihrer Regeln nicht länger schuldig. Wenn die Werte und Normen, die sich als Normalität präsentieren und, mit denen sich (nicht nur) Jugendliche in hohem Maße identifizieren, weil sie jene Anerkennung bieten, die für die Entsprechung von Normen gesellschaftlich zur Verfügung steht, in Gegensatz zu der tatsächlichen gesellschaftlichen Realität stehen, steht die Übereinstimmung zwischen inkorporierten, subjektiven Strukturen und den objektiven Strukturen der Welt in Frage. Die Entkoppelung zwischen der Normativität und der Normalität löst einen Anerkennungszerfall aus. Die äußeren Strukturen, die inkorporiert werden, können nicht mehr als kollektives Prinzip, als Grundlage des Handelns dienen. Der soziale Anerkennungsentzug erschüttert die kulturelle Identität, als deren Voraussetzungen Ina-Maria Greverus Sich erkennen, Erkanntwerden und Anerkanntwerden, d.h. die Verortung im kulturellen Raum definiert (Greverus 1995).

Aufgefangen in einer Gruppe, in der andere Lebensentwürfe, andere Wertsysteme lebbar werden, nehmen sie die Ausgrenzung durch die Gesellschaft vorweg, deren Werte für sie zerbrochen sind.

Doch gerade durch diese Verweigerung, in dem sie von Objekten symbolischer Gewalt zu den Handelnden werden, werden sie in der sozialen Welt weiter marginalisiert, sie werden nun zu wirklichen *Marginal Men*, weil die Gesellschaft die Statusskalen, auf denen ihre Kapitalien

¹⁹ Der Marginal Man ist eine Person, die einer minoritären Community angehört, die mit einem bestimmten kulturellen Wertekontext in einem dominanten anderen Wertesystem lebt.

liegen, nicht kennt, nicht erkennt; sie sind fremd, und was von ihrem Handeln nach außen sichtbar wird, wird durch die Nonkonformität mit den gesellschaftlichen Werten abgewehrt.

Es sind Werte der Leistungsgesellschaft, Projekte und Erwartungen an den gesellschaftlichen Aufstieg, an die soziale Anerkennung geknüpft ist. Initiative und Verantwortung sind zentrale Normen geworden, und Scheitern wird als Unzulänglichkeit des Selbst erlebt (Ehrenberg 1998) und von Scham begleitet.

Auffälligkeiten, Straffälligkeit, Drogenkonsum oder Selbstverletzungen sind als sichtbare Zeichen des Leidens an den soziokulturellen Bedingungen und Exklusionstendenzen der Gegenwartsgesellschaft lesbar. Diese Ausdrucksformen sind nicht nur als individualpsychologische Phänomene zu verstehen, sondern bereits seit Durkheim (1983(1897)) als Reaktionen auf gesellschaftliche Bedingungen lesbar geworden. Die pauschale Zuschreibung bestimmter Formen der Rebellion oder Verweigerung ist so auf ökonomische, institutionelle und psychosoziale Bedingungen und Chancenungleichheiten zurückzuführen, auf die sie reagieren.

In der gegenwärtigen Arbeitsmarktsituation geht die Erwerbsquote von Jugendlichen stärker als bei anderen Bevölkerungsgruppen zurück. Besonders drastisch sind Jugendliche mit niedrigem Qualifikationsniveau, aus verarmten oder armutsgefährdeten Familien betroffen (Mädje/ Neusüß 1996). Darüber hinaus genügt ein Blick auf die offizielle Statistik, um zu veranschaulichen, wie sich der Erwerb kulturellen Kapitals in Form von Ausbildungsabschlüssen auf die Positionen am Arbeitsmarkt auswirkt: Beinahe unverändert seit 1992 bilden jene, die lediglich über einen Pflichtschulabschluss verfügen, das Gros der vorgemerkten Arbeitslosen.²⁰ Die überproportionale Betroffenheit von Arbeitslosigkeit und Armut der gering qualifizierten Milieus stellt allerdings nur die Spitze des Eisberges dar. Wie Michael Vester (2000) zeigt, führten die Milieuvverschiebungen seit den 1970er Jahren zu sozialen *Destabilisierungen* der Lebenslagen.

Neben dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt trifft die Destabilisierung der Lebenswelten und der Wandel der kulturellen Orientierung in zunehmender Weise die Familienstrukturen. Die Vorstellung von einem sicheren und geschützten Raum, einem letzten Refugium, wird in einer irritierenden Außenwelt umso wirksamer und dabei häufig überstrapaziert. Die tief greifende Verunsicherung entlädt sich in Gewaltakten und Aggressionen in den Familien (Bourdieu 1998).

²⁰ 44,6% im Jahr 1992, 40,9% im Jahr 2002 (Statistik Austria 2004).

Gerade weil die subkulturellen Normen der Gruppe in Kontrast zu denen der bürgerlichen Mehrheitsgesellschaft stehen, besteht der Ruf einerseits nach Bestrafung und Unterbindung ihres Auftretens im öffentlichen Raum mittels des staatlichen Gewaltmonopols, andererseits der Ruf, ihnen zu helfen. Beide Sichtweisen verfolgen das Ziel, die Gruppe von der sichtbaren Oberfläche zu verdrängen: sie zu inhaftieren oder in den Untergrund zu bewegen, oder sie zu integrieren.

Beide Sichtweisen entstehen aus einer bürgerlichen Vorstellungswelt, die diese Differenz nicht akzeptieren kann, die abwertet, was eigentlich nur anders ist. Die Reintegration ist aber als Aufgabe verstanden, dass die „Punks“ sich in die Gesellschaft einzufügen haben, nicht jedoch als Aufgabe einer Gesellschaft, strukturelle Bedingungen zu schaffen, die die Desintegration von Jugendlichen, das Aus-dem-Netz-Fallen verhindern, und auch Subkulturen, die in Konflikt zu gesellschaftlichen Werten auf der Basis strukturellen Ausschlusses entstehen, zu integrieren, ohne sie weiter zu marginalisieren.

Kapital der Erfahrung

Ein Kapital, das die „Punks“ besitzen und von dem ihre Faszination auf andere Jugendliche ausgeht, ist das Kapital der Erfahrung, die für Freiheit und Unabhängigkeit von den Normen der Gesellschaft steht. Mit einem gewissen Understatement werden Geschichten von Konflikten mit der Polizei als Heldenstories zitiert. Sie bleiben aber ambivalent, wenn jemand tatsächlich verhaftet, erwischt wird. Ich frage die Gruppe am Hauptplatz nach Zweien, die wir lange nicht gesehen haben. Beide sind verhaftet worden: Toni ist in einer spektakulären Aktion von der Staatspolizei verhaftet worden, weil er nicht zur Einberufung erschienen ist. Kurt sitzt derzeit für 42 Tage im Strafvollzug, als Ersatzstrafe für eine Summe von kleineren Ordnungsvergehen wie Beamtenbeleidigung. Wenn er freikommt, hat er „ein halbes Jahr Urlaub vom Häfen“, in dem er für offene Strafen nicht verhaftet werden kann. Die anderen unterstützen ihn durch tägliche Besuche, bringen ihm Sachen, die er braucht.

Ich besuche Kurt im Gefängnis. Der Polizeibeamte scheint ihn schon gut zu kennen, und lächelt unwillkürlich, als er auf meinem Passierschein seinen bürgerlichen Namen liest („ach ja, der Herr Klein“) und behandelt ihn mit einer milden, nachsichtigen Routine wie einen alten Bekannten. Die Glastrennwand, die den Besuchsraum in drei Kabinen mit Telefonen teilt, ist von den Spuren von Händen, die sich von beiden Seiten treffen und hingehauchten Küssen übersät. Kurt scheint die Haft mit Gelassenheit wie einen normalen Bestandteil des Lebens hinzunehmen. Auch im Gefängnis behält er seine selbstbewusste, spöttische, etwas provokante Haltung. Als ich Kurt frage, wie es ihm denn ginge, sagt er, es sei okay, weil er mit zwei anderen „Punks“ in einer Zelle sitze, und nächste Woche kämen noch zwei weitere hinein. „Das große Punk-Treffen im Häfen“, grinst er.

Kurt hat eine besondere Rolle in der Gruppe. Er gibt sich als „Anführer“, hat den Ruf, ein „wilder Hund“ und Frauenheld zu sein. Kurt versteht es, sich in Szene zu setzen, über Situationen zu verfügen. Auch mir gibt er die Rolle einer Verehrerin (von vielen), und gibt sich nicht im Geringsten verwundert über meinen Besuch im Gefängnis. Zu seiner Inszenierung gehören auch je nach Laune wechselnde „biografische“ Geschichten, die auf geradezu mythische Topoi rekurren: Heute präsentiert er sich als freier Künstler, der nach dem Studium viel herumkam, überall und nirgends wohnte, mal hier mal da von Sozialhilfe lebte. Letztens habe er im Rathaus ausgestellt, und bald gebe es wieder eine Ausstellungseröffnung. Ein anderes Mal erzählt er, er sei schon vor der Wende von Leipzig nach Westdeutschland gekommen und habe dort in der Hausbesetzerszene gelebt an verschiedenen Orten, die er wie Trophäen aufzählt. Obwohl er eigentlich nach Paris wollte,

die Stadt, die zum Mythos einer ganzen Generation von Aussteigern wurde.²¹ Dann seien sie nach Spanien gezogen. Sein sächsischer Dialekt hat sich mit den Jahren mit steirischen Ausdrücken gemischt, doch noch immer umweht ihn der Duft der großen weiten Welt. Er legt den Arm um Zifko, der neben ihm sitzt, entwirft mit ihm eine Reiseroute, am Mittelmeer entlang. Als ich später frage, wie er 1984 aus der DDR herauskam, ist er in anderer Laune, und ich bekomme keine Antwort.

Immer sind es spannende, exotische „Freibeuter-Geschichten“ eines freien, wilden, abenteuerlichen Lebens, die er erzählt.

Dieser Widerstand oder die Freiheit, sind die Sinngebungen, die zugleich sein Erfahrungskapital ausmachen, das viele aus der Gruppe teilen: Dem kann man nichts vormachen, der hat schon alles gesehen. Auch die Achtung für den „Söldner“, einen ehemaligen Fremdenlegionär, der öfters am Hauptplatz ist, spricht diese Ebene der Kapitalien an.

²¹ Vgl. den Dokumentarfilm „Und du bildest dir ein, frei zu sein – ein deutscher Obdachloser in Paris“ von Barbara Keifenheim (1991)

Gezähmter Widerstand

Einer unserer Wege hin zu den „Punks“ führte mich auch in jenes Haus, das der Magistrat Graz angemietet hat, um die Kerngruppe der „Punks“, jene 30 Leute also, mit Wohnungen zu versorgen. Ich komme mit dem öffentlichen Autobus von der inneren Stadt und steige an der Haltestelle Gürtelturmplatz aus. Um in die Kärntner Straße 1, der Adresse des „Punkhauses“, zu gelangen, muss ich zwei Kreuzungen überqueren. Sicherlich war ich schon unzählige Male per Auto an diesem Ort vorbeigekommen, aus der Perspektive der Fußgängerin wird mir aber zum ersten Mal das ungeheuerliche Verkehrsaufkommen und der damit verbundene Straßenlärm vor Augen geführt, der alle anderen Eindrücke zunächst überschattet.

Nachdem ich mit einem der Sozialarbeiter verabredet und schon früher da bin, bleibt mir etwas Zeit, um mir das Mietshaus von außen anzusehen und Eindrücke über die Gegend zu gewinnen. Abgesehen vom monotonen Rhythmus der Pkw, Lkw und Autobusse, der sich dem ampelgeregelten Verkehrsfluss anpasst, fällt mir eine junge Frau auf, die rauchend, mit einer Bierdose in der einen und einem Plastiksack in der anderen Hand, aus dem Haus kommt und offensichtlich gehetzt auf jemanden wartet. Kurz danach hält ein Taxi, in das sie einsteigt. Ansonsten kommen keine Personen vorbei.

Die Haustür steht offen, am Gehsteig und im Vorhaus stehen viele, nicht abgeschlossene Fahrräder, am Boden liegen einige Blätter Papier, auf denen „15 Stück Briketts“ und der Name der Firma stehen. Von einem der Sozialarbeiter wusste ich, dass die „Punks“ an diesem Tag Holz bekamen. Er meinte, dies sei eine günstige Gelegenheit, um vorbei zu kommen, denn die Holzlieferung und die damit verbundene Aussicht auf geheizte, wärmere Zimmer stelle für die „Punks“ eine prinzipielle Motivation dar und wirke sich positiv auf ihre Stimmung aus.

Der Altbau wirkt von außen richtig schäbig, baufällig, düster. An der Fassadenseite ist ein Baugerüst aufgestellt, das von einer riesigen Plakatwand bekleidet ist. Auf den unterschiedlichen Etagen des Gerüsts liegen leere Bierdosen und zerdrückte Zigarettenpackerl. Es entsteht der Eindruck, als hätten die BewohnerInnen des Hauses die Gerüste zeitweise zu Balkonen umfunktioniert. Fensterscheiben sind beschädigt, die Löcher mit schwarzem und braunem Karton überklebt. Der Geruch von Alkohol und Zigaretten dringt nach draußen.

Peter, der Sozialarbeiter, kommt pünktlich an den vereinbarten Ort und führt mich in das erste Stockwerk des Hauses. Bereits im Stiegenhaus sind Stimmen und Musik zu hören. Er meint, ich solle mich über den unordentlichen Zustand der Wohnungen nicht wundern, denn die „Punks“ hätten schon lange nicht mehr aufgeräumt. Mir sticht aber nichts Anrühiges ins Auge. Es fallen mir die leeren Dopplerflaschen am Gang auf und die Kübel voll zerdrückter

Bierdosen. Die beiden Extreme medialer Diskurse hinsichtlich der Fragen um Ordnung und Sauberkeit als moralische Beurteilungskriterien der „Punks“ und ihrer Lebensweise scheinen die Realitäten zu verkennen. Es herrscht weder eine totale Verschmutzung, noch eine penible Ordnung und Sauberkeit vor.

Am Gang des ersten Stockes begrüßt uns ein Bewohner des Hauses, dem ich bereits zuvor einige Male begegnet bin. Seine Art des Empfanges ist zuvorkommend, offen; ich bin mir nicht sicher, ob er mich wieder erkennt. Jedenfalls lädt er mich ein, mit auf die große, hofseitig gelegene Loggia zu kommen, in der an die 15 BewohnerInnen des Hauses sitzen oder stehen, sich unterhalten, trinken und rauchen. Es ist ein ständiges Kommen und Gehen, Begrüßen und Verabschieden. Ohne besondere Aufmerksamkeit geschenkt zu bekommen, begeben sich in die Runde und bekomme eine Dose Bier in die Hand gedrückt – mit den entschuldigenden Worten, dass es zwar nicht das teuerste, aber immerhin Bier sei. Daraufhin beginnen viele darüber zu diskutieren, wo es im Moment Bierangebote gibt und übertreffen sich dabei mit den billigsten Preisen. Sie nehmen mich zwar wahr, aber zeigen zunächst kein besonderes Interesse. Erst als ich mit dem jungen Mann, der rechts neben mir sitzt, zu reden beginne, merke ich, dass einige der anderen zuhören und sich schließlich ins Gespräch einbringen. Die Art, wie sie mit mir umgehen, mich willkommen heißen und in die Gruppe einbinden, überrascht mich nicht; bereits im Vorfeld stellte sich der Zugang zur Gruppe, z.B. auf einem Fest oder am Hauptplatz, als unerwartet einfach dar: Man kann sich zu ihnen setzen, mit ihnen plaudern oder diskutieren, einfach nur zuhören und beobachten. Obwohl sie in den letzten Monaten massiv mit JournalistInnen, FH-StudentInnen, WissenschaftlerInnen usw. konfrontiert wurden, scheint es sie nicht wirklich zu stören, dass man eine Zeit lang an ihrem Alltagsleben teilnimmt.

Erst nachdem ich in die Runde frage, ob denn jemand Interesse daran hätte, mir etwas von sich zu erzählen, werden sie hellhörig, skeptisch und wollen wissen, woher ich denn komme. Die junge Frau mit den langen grünen Dread-Locks links neben mir fragt mich, ob ich von der Zeitung sei. Ich verneine und sage ihr, dass ich von der Universität komme. Wenn es für die Uni sei, meint sie, erzähle sie mir gerne was über sich. Sie steht auf, nimmt mich freundschaftlich am Arm und fragt mich, ob ich ihre Wohnung sehen wolle. Da hätten wir auch mehr Ruhe zum Reden. Die anderen nehmen es ziemlich ohne Interesse hin, dass wir den Raum verlassen. Diese vertrauliche Geste und die spontane Bereitschaft für ein Interview verwundern mich. So einfach es sich im Generellen darstellt, Kontakt zur Gruppe aufzunehmen, so schwierig war es bisher, mehr als nur Alltagsgeschichten oder Fragmente ihrer Lebensgeschichten zu erfahren. Das hat zum einen damit zu tun, dass es gerade in der Begegnung mit Menschen aus sozial benachteiligten Milieus einer langen Phase des Vertrauensbildungsprozesses bedarf, um näher an ihre Lebensgeschichten zu kommen. Schließlich sind ihre Biografien häufig von Enttäuschungen von Vertrauensverhältnissen

durchzogen. Zum anderen sind ihre Situationen nicht selten von stark belastenden Erfahrungen geprägt, die sie verdrängen bzw. an die erinnert zu werden oder darüber zu sprechen nicht einfach und angenehm ist. Es entsteht der Eindruck, dass die Gruppe, deren Mitglieder so sehr in der Gegenwart leben und sich in ihrer Kommunikation im Großen und Ganzen auf alltägliche Gegebenheiten beschränken, hier eine spezifische Funktion des Umgangs mit bzw. der Bewältigung von Problemen aus der Vergangenheit übernimmt. Was sie verbindet, sind dramatische, zum Teil wohl auch traumatische Erlebnisse und nicht darüber zu reden, stellt sich als stillschweigendes soziales Übereinkommen dar.

Doris, die junge Frau, die mir dennoch anbot, von sich und ihrem Leben zu erzählen, führt mich in die straßenseitig gelegene, wegen der Plakatwand sehr dunkle Wohnung in den Vorraum, wo uns zwei Hunde entgegen rennen, die während des Gespräches immer wieder auftauchen sollten. Doris freut sich offensichtlich, mir zeigen zu können, wie sie wohnt und führt mich stolz zunächst durch die Wohnung und dann in ihr Zimmer. Das Zimmer ist ca. 10 m₂ groß und fast bis zur Gänze (nur der Eingangsbereich bleibt ausgespart) mit Matratzen ausgelegt. Rechts neben der Tür in der Ecke steht ein kleiner Holzofen, neben dem Matratzenlager ein Fernsehapparat, die Wände sind mit Sprüchen voll geschrieben. Sie bietet mir einen Platz auf dem Bett am Boden an. Die beiden Hunde setzen sich prompt zwischen uns.

Während des Gespräches kommen immer wieder Leute rein, die Hunde rennen raus, kommen wieder, spielen, beißen sich gegenseitig in die Schnauzen, die Türen bleiben offen. Meine Gesprächspartnerin lauscht gleichzeitig immer auch auf das, was im Hintergrund vor sich geht und reagiert – völlig überraschend für mich, weil ich mich auf sie konzentriere – immer wieder auf etwas, das jemand im Gang gesagt hat. Ich mag es, wie sie mit mir umgeht. Sie weiß ganz genau, dass ich nicht ohne Interessen hier bin. So verkehrt sich die oft übliche Hierarchie der GesprächspartnerInnen und sie wird zur Expertin. Sie gibt sich sehr direkt, locker, sie hustet, spuckt, geht aufs Klo, holt sich Bier, schnorrt Zigaretten, redet dazwischen einfach mit den anderen, kümmert sich um die Hunde und bricht das Gespräch ab, weil sie nicht mehr mag und wieder zu den anderen will.

Doris ist 18. Nachdem ihr Vater starb, als sie zwei Jahre alt war und die Mutter zu trinken begann, lebten sie und ihr Bruder bei der Großmutter. Die Erlebnisse in ihrer Kindheit schilderte sie in fast verträumt verklärter Weise. Gemeinsam mit Großmutter und Bruder ist sie auf einem Bauernhof am Land aufgewachsen, hat die natürliche Umgebung und die vielen Tiere genossen. Die Großmutter starb, als sie acht war und Doris war gezwungen, zu ihrer Mutter in die Stadt zurückzukehren. Zwei Jahre lang lebte sie mit Mutter, Bruder und ständig wechselnden Stiefvätern in einer Zweizimmerwohnung, bis es zu nicht mehr zu ertragenden Gewalttätigkeiten von einem der Stiefväter kam. Sie und ihr Bruder zogen aus, zur „anderen Oma“, wie sie erzählt und mit 12 lernte Doris ihren ersten Freund kennen. In diesem Alter

wechselte sie erneut ihre „Bleibe“. Sie zog mit ihrem Freund in eine eigene Wohnung und meinte, von da an sowieso immer nur mehr unterwegs gewesen zu sein. Ihr Leben verlagerte sich also im jungen Alter von 12 Jahren auf die Straße, die Schule vernachlässigte sie zunehmend, ja empfand sie als Zwangsveranstaltung, gegen die sie schon immer Widerstand leistete: „Ich war schon immer so, dass ich mir nichts hab sagen lassen und es mir nicht gefällt, wenn Druck ausgeübt wird ... oder eine Disziplin, das taugt mir nicht.“ Es ist dies die harmlose Version des Widerstands gegen die Schule und das damit verknüpfte bürgerliche Weltbild, die eine Form der Umkehrung der Werte der Schulautorität annimmt. Auch wenn die Bildungswilligkeit der Arbeiterschicht markant zugenommen hat, stellt diese Form der Ablehnung nach wie vor einen wesentlicher Aspekt kultureller Widerständigkeiten Jugendlicher aus deprivierten Milieus dar (Willis 1982). Für Doris endete diese Auflehnung zunächst darin, dass sie die Schule abbrach und damit bis heute ohne Hauptschulabschluss dasteht. Das auszusprechen fällt ihr offensichtlich schwer, sie blickt verlegen auf den Boden. In ihrer rückblickenden Sicht wird spürbar, dass sie, ohne offene Schuldzuweisungen auszusprechen, wohl auch die Mutter dafür verantwortlich macht, dass sie ohne Schulabschluss, ohne Ausbildung oder Beruf dasteht:

Das war bei mir von Anfang an so, dass meine Mutter in der Früh meistens selber nicht aufgekomen ist, mich nicht aufgeweckt hat oder so. Wenn ich daheim bleiben wollte oder verschlafen hab, dann bin ich halt daheim geblieben. So wurscht.

Mit 15 versuchte Doris die Schule abzuschließen und strebte eine zusätzliche Ausbildung an. Dafür musste sie wieder zurück zur Mutter kehren und durchlebte die frustrierende Situation, die sie schon einmal von zu Hause wegtrieb, zum wiederholten Mal. Zwar wurde ihr diesmal nicht mit offener, körperlicher Gewalt begegnet, aber dennoch mit symbolischer Gewalt, die sie zunehmend als derartigen Freiheitsverlust empfand, dass sie sich wieder auf und davon machte:

Der Stiefvater hat geglaubt, er kann mir was sagen, kann mir was vorschreiben, er muss mich jetzt erziehen, wo ich mich aber vorher schon echt hart durchgeschlagen hab, viel gelernt hab und gesehen hab vom Leben. Der glaubt dann, dass er mich erziehen muss; mit seiner Bierwampen am Abend vorm Fernseher huckt und sich die Nachrichten einiziacht, der glaubt, der weiß was vom Leben. Und das war eben das, womit ich überhaupt nicht klar gekommen bin.

Auch der Alltagsrhythmus, der mit der Zeit während ihrer Ausbildung verbunden war, machte ihr rasch klar, dass sie so nicht leben wollte, dass ihr dieser Alltag zunehmend zum Gefängnis wurde. Zu sehr hatte sie sich bereits an die „Freiheiten“ der Straße gewöhnt:

Das, was von mir erwartet wurde, Kurs gehen, heim kommen, kochen, putzen, zusammen räumen, das ganze, das Bürgerliche, das hat mir nicht gefallen. Ich bin dann drauf gekommen, dass das, wie ich vorher gelebt habe, dass das eh nicht so schlecht war. Dass das sicher für mich das Richtigere ist.

Es ist dies wohl auch die Reaktion auf die Aussichtslosigkeit, zu konformistischen Wegen des Lebens zurückzukehren und die Bewältigung einer Situation, der man nicht und nicht zu entkommen scheint. Die bescheidenen Freiheiten, die damit verbunden sind, werden dann zum alles ausschlaggebenden Kriterium und die Lebensform erscheint als frei gewählt. Diese Deutung macht nicht zuletzt Sinn, um das Scheitern bzw. den Verlust an Alternativen des eigenen Lebensweges vor sich selbst und den anderen zu verbergen. Es ist eine Strategie, um die tatsächliche Scham über den inferioren Status zu verdecken. Es ist dies ein Befund, der vielleicht nicht auf alle im Haus lebenden Personen zutrifft. An der Biografie meiner Gesprächspartnerin lässt sich dennoch erkennen, dass nicht (nur) der freie Wille den Lebensweg bestimmt, sondern strukturelle Mechanismen und Logiken einer Reproduktion des gesellschaftlichen Status am Werk sind, die bestimmte Personengruppen dazu verdammen, in ihrer Position am Rand der Gesellschaft gefangen zu bleiben. Dieser Eindruck verstärkte sich, als ich nach der Aufzeichnung des Gespräches von Doris aufgefordert wurde, auch ihr etwas aus meinem Leben zu erzählen. Die Anerkennung und Bewunderung, die sie mir dafür zollte, dass ich ein Universitätsstudium abgeschlossen und nun einen Beruf habe, der mir mehr oder weniger Freude bereitet und ihr Interesse an einer universitären Ausbildung zeugen davon, dass sie zumindest den Wunsch hat, ihre Situation zu verändern; ebenso wie ihr Versuch, in ein geregeltes, „normales“, wie sie es nennt, Leben zurückzukehren.

Seit nun fast sechs Jahren lebt Doris, mit kurzen Unterbrechungen, auf der Straße. Immer wieder hat sie eine Unterkunft bei FreundInnen oder Bekannten gefunden. Sie war in unterschiedlichen Städten in Österreich und im Ausland, in Kroatien und in der Schweiz, unterwegs, hat dort mit „links-alternativen Leuten zusammen gelebt, so auf der Straße halt unterwegs gewesen, einfach Spaß gehabt, Schnorren, Konzerte angeschaut.“ Seit etwa einem Jahr wohnt Doris in Graz im Haus in der Kärntner Straße. Es bedeutet ihr viel, eine eigene Wohnung zu haben, die ihr einerseits das Recht auf Privatheit einräumt und andererseits die Möglichkeit bietet, sie mit jenen zu teilen, die ähnliche Lebenshintergründe haben und ihr einen Halt geben. Das Gefühl des Aufgehobenseins in der Gruppe ist ihr wichtig, nachdem sie die Beziehung zu ihrer Herkunftsfamilie so gut wie abgebrochen hat. Ihre Freunde und

Freundinnen, NachbarInnen und WohnungskollegInnen bezeichnet sie als „große Familie“, auf die man sich verlassen kann.

Doris lebt wie ihre WohnungskollegInnen von der „Hand in den Mund“. Viele der BewohnerInnen des Hauses in der Kärntner Straße schlagen sich gänzlich ohne Einkommen durch. Die Sozialhilfe, die einigen zwar gesetzlich zustehen würde, wird zum Teil aufgrund gesellschaftlicher Barrieren oder aufgrund des langwierigen bürokratischen Verfahrens nicht in Anspruch genommen. Vor allem die Rückersatzforderung, die die Eltern oder nächste Verwandte belangen bzw. belasten würde, schreckt die potenziellen BezieherInnen ab, diese finanzielle Hilfe anzunehmen. Schließlich haben sie den Kontakt zur Herkunftsfamilie weitgehend abgebrochen.

Doris verdient sich das wenige Geld, das sie zum Leben braucht, mit Schnorren, Einsatzflaschen sammeln, Arbeiten, die übers Sozialamt vermittelt werden (v.a. Stadtparksäuberung) oder Arbeiten bei den Drogenstreetworkern der Caritas. Die letztgenannte soziale Einrichtung bietet vor allem den Mädchen bzw. jungen Frauen die Möglichkeit, für DrogenklientInnen zu kochen und die Gerichte auch mit nach Hause zu nehmen. Neben dieser klassischen, genderspezifischen Zuweisung von Tätigkeiten, können sie sich auch Geld verdienen, indem sie die Spritzen für den am Jakominiplatz aufgestellten Spritzenautomaten für Drogensüchtige abpacken. In all diesen Tätigkeiten drückt sich symbolisch die niedere gesellschaftliche Position jener aus, die diese Arbeiten ausführen. Für Doris haben die Möglichkeiten, so zu arbeiten, vordergründig existenziellen Gehalt. In ihren Andeutungen wird auch spürbar, dass eine zunehmende Konkurrenz um diese Arbeitsmöglichkeiten an den Tag tritt. Die Hilfsarbeiten, die über das Sozialamt angeboten werden, nimmt eine immer größer werdende Gruppe von Bedürftigen in Anspruch, was teilweise dazu führt, dass keine Tätigkeiten mehr „übrig“ sind für sie. Auch im Rahmen der Arbeiten beim Drogenstreetwork zeichnen sich Verdrängungsmechanismen ab: Der Konsum von bestimmten Drogen entscheidet über den Zugang. Doris bringt die Auswirkungen dieser Effekte zum Ausdruck, indem sie meint: „Bei den Streetworkern arbeit ich hin und wieder, aber da musst eigentlich ein Junkie sein, damit du rein darfst.“ Dass es tatsächlich zu einer massiven Verschiebung der Klientel des Drogenstreetwork gekommen ist, bestätigten die dort beschäftigten Sozialarbeiter. Durch Verträge mit der Stadt Graz haben sich ihre Auflagen verändert, die Zielgruppe seien nun vor allem Opiatabhängige, Jugendliche mit anderen biografischen Hintergründen, anderem Outfit und anderen Einstellungen:

Die Punks tendieren ja mehr zum Alkohol und vielleicht gibt es ein paar Polytoxikomane darunter. Die haben sich mit den Leuten hier, den Opiatabhängigen, immer weniger vertragen. Die Jugendlichen, die zu uns kommen, haben die Punks quasi verdrängt, also vom Raum verdrängt. Im Mai, Juni war unser Haus so überfüllt, so 80, 90 Leute waren in dem kleinen Raum

vorne und da haben die Punks einfach keinen Platz mehr gehabt. Sie sind nicht wirklich hinausgeekelt worden, aber auf jeden Fall verdrängt." (Ein Drogenstreetworker)

Diese Differenzen zwischen unterschiedlichen Gruppen in einer Institution, die sich hier zunächst von der Art des Drogenkonsums ableiten und sich in gegenseitigen Beschimpfungen wie „Scheiß Junkie“ oder „Scheiß Alki“ äußern, verlängert sich hinaus auf die Aneignung öffentlicher Plätze. In den Aussagen meiner Gesprächspartnerin über öffentliche Orte der Stadt spiegeln sich zum einen Diskurse wider, zum anderen eine reale Angst vor gewalttätigen Übergriffen, wenn sie den für sie vertrauten Hauptplatz verlässt und auf den Jakominiplatz wechselt, der von anderen Jugendlichen besetzt ist, deren Einstellungen sie nicht verstehen kann.

Ihren Alltag bezeichnet Doris als „eintönig“. Hin und wieder kocht sie, räumt auf, sitzt mit den anderen zusammen, sieht fern, hört Musik, liest, spielt mit den Hunden, die ihre ständigen Begleiter und Beschützer sind, häkelt, macht Dreads. Lesen ist ihr wichtig und das Fernsehen, dabei kann sie sich entspannen und einschlafen. Auf ein Konzert zu gehen, in andere Städte zu reisen, um Bekannte zu besuchen oder im Sommer ans Meer zu fahren, bringen Farbe in die Eintönigkeit. Ihr Pflichtgefühl den Hunden gegenüber treibt sie meistens schon am Morgen in die Innenstadt, um Geld für Hundefutter zu besorgen. Das Schnorren beschreibt sie wie einen Job, der den Umgang mit Menschen fordert. Nicht selten erlebt sie dabei Beschimpfungen, Demütigungen und Feindseligkeiten.

Nach etwa einer Stunde Gespräch wird Doris unruhig, ich merke, dass ihre Konzentration nachlässt. Immer öfter kommen Leute ins Zimmer, ein Mitbewohner beginnt einzuheizen, es herrscht Aufbruchstimmung. Eine Gruppe von BewohnerInnen hat sich dazu entschlossen, in die Innenstadt zu fahren. Sie fragen Doris, ob sie mitkommt, sie meint, sie sollen schon einmal vorausgehen, sie komme nach. Schließlich bricht sie das Gespräch ab, um zu den anderen auf die Loggia zurückzukehren.

Eine 18-Jährige²²

Weil ich einfach von meinem Leben etwas haben wollte

Würdest du mir etwas von deiner Geschichte erzählen? Wie ist es dazu gekommen, dass du so lebst?

Ja, ich weiß nicht, dass ich einfach, sobald ich angefangen hab zum wirklich Denken, dass ich mir nicht vorstellen hab können, dass ich so ein Leben führ, in dem ich nur einfach in der Früh aufsteh, in irgendeine scheiß Hackn rein, wo ich in der Früh schon so einen Schädl hab, weil ich dort einfach nicht hin will. Dann am Abend komplett übermüdet heim komme und ins Bett fall und am nächsten Tag wieder arbeiten geh und nix von meinem Leben hab. Einfach nur für ein System, weil irgendwer vorschlägt, dass das so sein muss, Sachen, an die ich nicht glaub, einfach die ganze Zeit nur arbeiten und mich fertig machen. Weil ich einfach was von meinem Leben haben wollte, was erleben wollte, frei sein wollte, weil mir das Feiern das Wichtigste ist.

Also, du hast Probleme mit dem System.

Ja, es gibt einfach so viel, was ich falsch find, einfach nicht richtig find und dann muss ich einfach, kann ja nicht mitspielen, ich muss ja was dazu sagen und einfach mich dagegen wehren, weil ich das einfach nicht einseh. Was soll das jetzt, dass ich 60 Stunden in der Woche arbeiten sollte für einen geringen Lohn, nur dass ich dann ein bisschen ein Geld hab? Da verzichte ich lieber aufs Geld und bei dem ganzen Konsumwahnsinn musst ja eh nicht mitmachen. So, ich find, uns geht es nicht schlecht oder so. Ich mein, wir kommen gerade so über die Runden, aber ich hab eigentlich, wenn ich mich ein bisschen anstreng und schnorren geh oder so, hab ich eigentlich eh alles, was ich so für meine Grundbedürfnisse brauch und Luxus und so, das ist mir sowieso immer fremd gewesen.

Und wie war das eigentlich, als du noch in die Schule gegangen bis, wie war die Zeit, da hast ja mehr oder weniger müssen.

²² Im Gespräch mit Gerlinde Malli.

Ich war schon immer so, dass ich mir nichts habe sagen lassen und das mir nicht gefallen hat, weil mir ein Druck oder eine Disziplin oder so, das taugt mir nicht. Das war bei mir schon von Anfang an so, dass meine Mutter in der Früh selber meistens nicht aufkommen ist, mich nicht aufgeweckt hat, mich nie gezwungen hat oder so, wenn ich jetzt einmal daheim bleiben wollte oder verschlafen hab, dann bin ich halt daheim geblieben. So wurscht. Und ich hab dann nach der zweiten Klass Hauptschul, in der dritten Klass Hauptschul bin ich das erste Mal unterwegs gewesen, abgerissen halt und hab dann die Schule hingeschmissen, hab leider bis heute noch keinen Hauptschulabschluss [lacht verlegen und schaut zum Boden].

Und deine Mutter, was macht sie?

Die arbeitet in einer Apotheke, putzt dort und verkauft auch.

Und wie geht sie damit um, mit deiner Einstellung und deinem Leben?

Sehr tolerant, total. Ich mein, sie sagt schon oft, weißt eh, dass sie sich Sorgen macht oder so. Hast du vielleicht eine Zigarette?

Ja, sicher.

Ma, boa he super, danke ... dass sie sich oft Sorgen macht und so, keine Ahnung, aber dann sagt sie auch wieder, dass sie eigentlich weiß, dass ich sehr reif bin und sehr selbstständig [...], dass ich sehr reif bin und sehr selbstständig, also wenn ich einen wichtigen Termin irgendwo habe oder so. Und so an meinem Aussehen stört sie überhaupt nichts oder wenn ich mich drei oder vier Wochen nicht gewaschen habe und der Dreck schon überall umadum pickt, dann sagt sie: "He, magst nicht mit zu mir heim kommen, magst dich nicht duschen?" oder so. Aber so, es gefällt ihr eigentlich sogar, also mit bunten Haaren und das auffällige Gewand und so und sie ist echt extrem tolerant, gell.

Sobald sie an der Macht sind

Ich weiß nicht, Politik ist wieder so eine Sache, ich weiß nicht, ich bin jetzt in dem Konflikt, weil ich jetzt wählen darf, ich weiß aber gar nicht, ob ich überhaupt wählen gehen soll, weil ich auf der einen Seite dann denk, dass die Parteien eigentlich eh schon fast alle gleich sind

und dass ... ich denke mir, dass es eigentlich schon wurscht ist, ob ich die SPÖ wähle, da kann ich die FPÖ auch gleich wählen, verstehst, weil sie eigentlich alle gleich sind. [Der Hund, der sich in der Zwischenzeit wieder zu uns gesellt hat, springt auf und geschickt über die am Boden stehenden Bierdosen. Doris kommentiert diesen Akt, indem sie auf die Achtsamkeit des Hundes verweist, die er aufbringt, um kein Bier zu verschütten]. Und ich hab eigentlich die KPÖ immer ganz gut gefunden [...], aber die ganzen Politiker, sobald sie an der Macht sind, sind sie alle die gleich korrupten Schweine und ich denke mir einfach, dass ein System, in dem Menschen so beherrscht werden, so einfach nicht funktionieren darf.

Ich hab probiert, so normal zu sein

Und seit eineinhalb Jahren bist du wieder in Graz?

Ja, so vor zwei Jahren, wie ich zurück gekommen bin, da hab ich halt probiert wieder zu Hause zu leben, halt so ein normales Leben zu führen, probiert, eine Ausbildung zu machen, so normal zu sein [lacht], aber das hat irgendwie nicht ganz hingehaut [lacht].

Warum nicht?

Ich weiß nicht, es war einfach ... ich war eben gezwungen, dass ich wieder zu Hause bei meiner Mutter, mit dem Stiefvater und den Stiefgeschwistern und so wohn und da hat es immer nur Stress gegeben und so, weil ich einfach mit meinem Stiefvater nicht klar gekommen bin und mit meiner Mutter versteh ich mich [Pause] eigentlich, seitdem ich wieder Kontakt habe, verstehe ich mich mit meiner Mutter sehr gut und mit dem Stiefvater komm ich halt überhaupt nicht klar und meine Stiefbrüder und das Ganze, das von mir erwartete worden ist, Kurs gehen, heim kommen, kochen, putzen, zusammen räumen, das Ganze, das Bürgerliche, hat mir halt nicht gefallen. Ich bin dann wieder drauf gekommen, dass das, so wie ich vorher gelebt habe, dass das eh nicht schlecht war. Dass das sicher für mich das Richtigere ist als Vormittag Kurs machen und Nachmittag Hausfrau spielen oder so.

Was hat es zu Hause so schwer gemacht? Warum bist du schon so früh weg von daheim?

Ich mein, mein Vater ist gestorben wie ich zwei war, meine Mutter hat zum Trinken angefangen wie er krank worden ist, ich bin dann mit meinem Bruder zusammen – den ich über alles liebe, aber keinen Kontakt mehr zu ihm hab – wir sind dann bei der Oma

aufgewachsen, die Oma ist gestorben wie mein Bruder sechs war und ich acht war. [...] Dann haben wir zu meiner Mutter, zur Alkoholikerin und ihrem brutalen Freund zurück in eine Zweizimmerwohnung ziehen müssen, mitten in der Stadt. Mutter immer besoffen, Stiefvater immer aggressiv.

Hat er euch geschlagen auch?

Ja, ja sicher. Dann habe ich die verschiedensten Stiefväter gehabt, mehrere, keine Ahnung, wie ich zehn war, habe ich meine Sachen gepackt und bin zur andern Oma gezogen, weil unser Stiefvater mit dem Messer durch die ganze Wohnung nachgrennt ist und meinen Bruder so lang mit dem Schädli zur Waschmaschine geschlagen hat, dass er bewusstlos worden ist. Dann haben wir bei der Oma gewohnt [...]. Mit 12 bin ich mit meinem ersten Freund zusammen gekommen und dann hab ich mit ihm zusammen gewohnt. Dann war ich eh nur mehr unterwegs und dann eben mit 15 bin ich zurück gekommen zur Mama und dann hat sie auf einmal, eben mit dem Stiefvater – da war sie schon damals drei Jahre zusammen, aber ich hab ihn nicht gekannt, weil ich eben lang keinen Kontakt zur Mutter gehabt hab, seit ich zehn war. Und er hat geglaubt, er kann mir was sagen, er kann mir was vorschreiben, er muss mich jetzt erziehen [...], womit ich überhaupt nicht klar gekommen bin, weil, einfach weil ich immer, seit dem ich das erste Mal von daheim weg war, ich mein Leben so geführt habe, wie ich es führen wollte, wie ich es gemacht habe. [...] Und ich mein Leben so geführt habe, wie ich mir das gewünscht halt habe und er auf einmal daher gekommen ist und mir erzählen wollt, was ich jetzt zu tun habe und was nicht. Und der glaubt, er kann mir irgendwas sagen.

Also, das konntest du nicht aushalten und bist wieder weg.

Ja, genau.

Ich weiß nicht, was morgen ist

Was sind denn so deine Vorstellungen, wie deine Zukunft ausschauen wird?

Ich mach mir eigentlich nicht viele Gedanken über die Zukunft, gell. Ich leb heut, ich hab heut meinen Spaß, ich weiß nicht, was morgen ist. Das ist das Gleiche wie wenn ich arbeiten geh und spar, dass ich mir irgendwann einmal ein Haus und einen Wirlpool oder so [lacht] leisten kann und dann geht man arbeiten, fällt einem ein Stein auf den Schädel und dann sagt

man, viel Kohle auf der Bank, aber ich hab überhaupt nichts von meinem Leben gehabt. Ich lebe heut und mach mir nicht viele Gedanken, was morgen sein wird. Wenn heut alles passt, morgen kann ich mich dann eh an heute nicht mehr erinnern [lacht] und es ist einfach, ich glaub, dass man glücklicher ist, wenn man nicht an morgen denkt und sich Sorgen macht.

Aber man kann Träume haben.

Ja, aber die habe ich ehrlich gesagt nicht, weil es ist ... ich lebe jetzt und ich mag nicht so an das denken, was vielleicht sein kann oder nicht.

Wie war denn das in deiner Kindheit? Hast du da daran gedacht, welchen Beruf du mal haben könntest oder so?

Nein, da kann ich mich nicht erinnern.

Alles ist so ein Miteinander

Seit wann seid ihr da in dem Haus?

Also es war im Juni voriges Jahr, also 2003 bin ich mit meinem damaligen Freund ... also da hat ein anderer Freund von uns im Nebenhaus eine Wohnung gekriegt und dann waren eben vier Wohnungen im Nebenhaus, die vom Sozialamt angemietet waren und da ist im Herbst voriges Jahr, ist einmal die erste Wohnung angemietet gewesen im zweiten Stock oben und da haben dann die ganzen Leut, die früher in den Containern waren, eben da gewohnt und das ist jetzt seit Ende Sommer, da sind eben die ganzen Wohnungen vergeben worden. Da sind die anderen Mieter ausgezogen und wir alle eingezogen.

Und wie taugts dir da?

Also mir gefällt es echt voll super da, weil ... es ist einfach so, die Nachbarn, du kennst einen jeden von deinen Nachbarn, du kannst überall zu jedem dich in die Wohnung rein setzen, mit den Leuten tratschen und trinken und verstehst, und weißt eh, es ist einfach so, in einem anderen Haus werden die Nachbarn so, jeder auf sich und da gibt es keine Herzlichkeit und der eine ruft die Bullen an, weil der andere die Musik zu laut hat und da gehst halt, wenn es

dir am Arsch geht, pumperst halt an, gehst rein und sagst: "He, mei tschuldigung, ich muss morgen aufstehen, ich muss pennen, bitte drahts die Musik leiser" oder so und das ist überhaupt kein Problem. Ich weiß nicht, oder wenn ich jetzt kochen will und mir fehlen irgendwelche Sachen, ob ich, wenn ich einem anderen Haus wohnen tät, einfach so zu den Nachbarn gehen tät und sagen tät, geh bitte, kann ich mir das oder das ausleihen oder so. Verstehst, das ist eben alles, es ist nicht so, die Wohnung ist jetzt nicht die Wohnung, sondern alles ist so ein Miteinander und ich find das super.

Also, die Freunde hier sind dir schon sehr wichtig?

Ja, das ist für uns alle sehr wichtig, das ist einfach ... Ich tät sagen, wir sind eine große Familie und das ist wichtig. Das wichtigste ist mir sowieso mein Hund und so eine Familie, das ist einfach sehr wichtig, dass man sich gegenseitig hat, dass man gegenseitig auf sich schaut, dass es einem gut geht. Weil wenn man immer gegenseitig auf sich schaut, ist auf alle geschaut, nicht nur jeder für sich oder jeder will mehr. Weil, was bringt mir das jetzt, wenn ich, weiß nicht, nach dem Schnorren, zwanzig, dreißig Euro eingesteckt hätte oder so – nach dem Stadtparkhakeln meine ich, nach dem Schnorren viel weniger – und dann hab ich für mich selber viel und da wohnen aber noch drei andere Leute und da hat keiner was. Genauso wenn ich dann nix hab, krieg ich einfach von den anderen. Da ist immerhin wer da, du bist nicht allein, kannst reden mit jemanden über alles und so. Das ist total wichtig.

Und hier in dieser WG seid ihr zu dritt?

Ja, wir sind zu dritt jetzt, wir waren zu viert. Jetzt sind wir nur mehr zu dritt, ein Freund ist ausgezogen, in den zweiten Stock rauf. Ja, wir sind nur mehr zu dritt. Aber es sind immer so viele Leut unterwegs, Besuch und so und es sind nie in einer Wohnung nur die Leut, die dort wohnen [lacht]. Das kommt echt selten vor. Wir sind sehr offen, schließen voll niemanden aus. Wir gehören ja alle zusammen. Wart, ich muss aufs Klo. [Die Mitbewohnerin fängt sie am Gang ab, und fragt sie, ob sie noch ein Bier hat.]

Es ist eine gemütliche Arbeit

Ich würde noch gern wissen, wie dir das Arbeiten gefällt?

Ja, voll klass, ich find es total lässig. Nur der, der das jetzt seit Neuem leitet, einteilt und so,

den find ich aber nicht okay, weil eigentlich ist es nur für uns. Ja, da sind teilweise jetzt auf einmal sehr viele vom Ressorf und vom Vinzidorf und von allen möglichen Männerwohnheimen oder was weiß ich, wo die herkommen, die was sowieso 600 Euro ohne andere Ausgaben im Monat haben und bei uns sind viele, die einfach gar nichts kriegen oder jede Wochen einen 50er vom Sozialamt und davon kannst nicht leben, das geht nicht [Hunde bellen] und dann eben das. Aber sonst so im Großen und Ganzen gesehen ist es super, dass es so was gibt, weil es ist eine gemütliche Arbeit, du kennst die Arbeitskollegen, du hast nicht wirklich einen Vorgesetzten, der dauernd schauen geht, ob ich eh was tu [Doris hat im Gegensatz zu mir in der Zwischenzeit auch das Geschehen am Gang beobachtet und reagiert auf eine Frage] [...] Und es ist auch klass, du kannst die Arbeit selber einteilen, bist draußen im Freien, also ich find es klass, die Bezahlung ist auch super [sie lacht schüchtern], brauchst nicht schnorren gehen einen Tag.

Und so die Sozialarbeiter, die sind ja oft da bei euch.

Ja, teilweise, wenn irgendwas braucht wird oder so, wenn sie mit uns ins Lager fahren. Vorher eben haben sie das Holz gebracht, schau einmal [zeigt auf eine Packung Holzbriketts vor dem Ofen], solche Holzbriketts, eine Tonne um 173 Euro, da haben wir uns gleich zwei Tonnen gekauft fürs Haus, weil Holz ist echt sehr wichtig und einen guten Ofen haben wir Gott sei dank auch gekriegt, ja.

Weil wir so dreckig sind und so stinken

Was sagst du eigentlich dazu, dass es um euch so einen medialen Wirbel gegeben hat?

Ach so, ja, ich mein, das ist echt lächerlich, sie wollen ... ich mein, was stört sie an uns? Wir stehen herum. Wir sind geschäftsschädigend erstens einmal, sagen sie, weil wir so dreckig sind und so stinken und die Leut nur anpöbeln. Wir tun keinem, wir tun niemandem was, verstehst? Wir sind so friedliche Leut eigentlich, ich bin so froh, wenn alles ohne Stress läuft, wenn ich schnell in die Stadt schauen kann mit meinem Hund, meistens mit einem Freund oder so oder einem anderen Mädels. Allein geh ich selten in die Stadt, weil es mir einfach zu viel ist. Aber so ein paar Bier trinken, ein bisschen was schnorren, dass wir uns für daheim etwas kaufen können und dann bin ich froh, wenn ich wieder heim komm, wenn das alles ohne Stress runter grennt ist. Beim Schnorren musst freundlich sein, musst auf die Leut zugehen

und sie einfach freundlich ansprechen und ich bin froh, wenn ich was krieg. Es ist keiner verpflichtet dazu, dass er mir was schenkt, weil die gehen arbeiten dafür. Und ich find das einfach nur fair, wenn die so viel haben und wir gar nichts, dass sie uns ein bisschen was schenken, weil 20, 30 oder 40 Cent werden ja wohl niemandem weh tun und das sammelt sich dann eh so zusammen für uns. Wenn einer nichts gibt, ist es auch schön warm. Soll er, braucht mir eh nichts geben, ist sein Geld, soll er ersticken an seinem Geld, ist mir wurscht. Dann sag ich ja okay, trotzdem danke, soll er weiter gehen. Wenn mich einer deppert anmault, muss ich das meistens auch versuchen zum Überhören. Aber sie tun so, das wird so dargestellt, als ob wir so eine Bedrohung wären, die Leut anpöbeln würden, belästigen, beschimpfen, wenn wir nichts kriegen. Und auf Polizistenjagd gehen, das ist auch ... Ich bin froh, wenn ich die Bullen nicht seh und wenn ich sie seh, bin ich froh, wenn sie schnell wieder weg sind. Nur ist klar, ich lass mich von niemanden schlagen und wenn ich dann halt ein bisschen Wodka intus habe oder so, wenn ich getroschen werde, ist mir das wurscht, ob der eine Uniform anhat, da schlag ich dann halt zurück. Und das wird dann so dargestellt, als ob die Polizisten Angst vor uns haben und es geht schon um Leben und Tod. Und es wird alles so dargestellt, als ob wir eine solche Bedrohung wären. Und am Jakominiplatz werden in der Woche sicher drei Leut angestochen, jetzt ist sogar einmal einer gestorben. Und da sagt keiner was. Da muss jeden Tag mehrmals die Rettung hin, weil sie sich im Rausch gegenseitig auf die Goschn hauen, weil sie es nicht verkraften oder weil es sie einfach umprakt. Und wir sind einfach froh, wenn wir ein paar Bier trinken können und sind eigentlich eh relativ ruhig und friedlich. Nur weil wir anders ausschauen, eine andere Einstellung haben, auf Missstände hinweisen wollen und gegen das, was uns nicht passt aufstehen, sind wir natürlich eine Bedrohung und muss viel Propaganda gegen uns unternommen werden. Ich glaub sowieso, dass der Nagl das nur hat vertuschen wollen, weil mit der Kulturhauptstadt der große Tourismus ausgeblieben ist. Dass er das vertuschen will, dass sie noch mehr Schulden gemacht haben, dass sie irgendwas braucht gehabt haben, dass die Zeitungen damit voll sind. Ich find das echt lächerlich, das Ganze. Und die Bamerl [Lorbeerstreucher] sind mir so was von wurscht. Mein Hund pisst gern zuwi und schießt gern zuwi, der freut sich drüber und ich setz mich auf den Brunnen, wenn ich mich auf den Brunnen setzen will. Wenn das gerade der einzige sonnige Fleck ist, setz ich mich hin und da können zweihundert Bäume stehen, ist mir das wurscht. So denkt, glaub ich, ein jeder andere auch, das ist lächerlich. Und außerdem war das sowieso so, dass wir den Sommer über sowieso im Park oben waren, weil es oben einfach viel gemütlicher ist und wir jetzt das geile Haus haben und da ist uns der Hauptplatz eh relativ wurscht. Wir schau zum Schnorren in die Stadt und er soll da seine Bamerl aufstellen, wenn es ihn glücklich macht. Und ich hab eh gesagt, sie sollen ihm eine Gießkanne in die Hand geben und er soll sie drei Mal am Tag gießen gehen, dann nehm ich das vielleicht ernst.

Und der Hauptplatz, hat der eine spezielle Bedeutung für euch?

Ja, ich weiß nicht, die Leut, die wir kennen, die sind am Hauptplatz, das ist so. Und keine Ahnung, wahrscheinlich schon, weil es das Zentrum ist, um zu zeigen, dass wir da auch unterwegs sind. Keine Ahnung. Aber ich schnorr am Jakominiplatz genauso, wenn zu viele Leut von uns am Hauptplatz unten sind und schnorren. Wenn nix mehr geht, dann geh ich genauso am Jakominiplatz umi oder am Bahnhof aufi und schnorr dort.

Ist es wichtig für euch, auf etwas aufmerksam zu machen, die Leute auch zu provozieren?

Ich bin sowieso, also ich, erstens einmal, ich bezeichne mich selbst sowieso nicht als Punk und das sind die wenigsten, weil ich einfach find, ich bin ein Mensch genauso wie jeder andere auch, ich hab halt gern bunte Haare und zieh mich gern so an, deshalb bin ich genauso ein Mensch wie alle anderen auch. Ich renn da nicht irgendeiner Kultur nach, sicher gefällt mir Musik, die als Punk eingestuft wird oder so. Und wegen dem Provozieren, ich würd so sagen: Ahm, aufmerksam machen will ich sicher drauf, dass es auch Leut gibt, denen es nicht so gut geht, auch mitten da bei uns in Österreich, sicher, das schon. Aber hauptsächlich, herrichten tu ich mich hauptsächlich so, wie es mir gefällt. Mir taugt es schon, wenn ich total dreckig bin und stink und mich noch dazu am Kopf kratz, wenn ich dann im Bus auf einmal fünf Sitzplätze frei hab, obwohl der Bus sonst ganz voll ist. Also, das taugt mir schon, aber, wie gesagt, ich würd mich nicht als Punk sehen, ich bin ein Mensch, der ein bisschen anders eingestellt ist und einfach er selber sein möchte.

Und stört es dich, wenn man dich als Punk bezeichnet?

Ja zwischendurch, mich stört das einfach, ich mein, wenn ich in ein Lokal geh am Abend oder im Stadtpark sitz oder so und irgendwelche Leute, mit denen ich ein Gespräch anfang oder sie anschnorr oder so ... Darf ich bitte noch eine Zigarette?

Ja, sicher.

Ahm, die ich anschnorr oder die einfach mit mir ein Gespräch anfangen wollen, und dann so sagen, du bist ja ein Punk [Die Hunde kommen wieder, Doris streichelt sie kurz]. Ahm, was wollte ich jetzt sagen, wo war ich jetzt?

Ja, wenn du im Stadtpark bist oder in einem Lokal.

Ah ja, genau, nach dem Stadtparkhaken, ein Freund von mir und eine Freundin und ich sind hin gegangen, um Leut um einen Tschik anzuschmorren, haben kurz mit ihnen geredet. Die haben dann gesagt, ihr seid ja auch die vollen harten Punks und so. So was stört mich schon, weil ich will als Mensch gesehen werden so wie jeder andere auch. Nur weil ich jetzt bunte Haare habe und so, bin ich nicht gleich wieder irgendein Pseudonym oder irgendwas, sondern einfach nur Mensch.

Ich brauch eigentlich vor niemandem Angst haben

Und die Leut am Jakominiplatz, habt ihr zu denen Kontakt?

Na ja, es gibt ein paar, die im Sommer oft im Stadtpark waren und die du dann im Q [„Undergroundlokal“ in Graz] triffst und so, das sind so Bekannte, die du halt grüßt und um einen Tschik anschnorrst oder so. Aber wirklich, ich könnte mir nicht vorstellen, mit denen was zu unternehmen. Weil sie einfach so von der Einstellung ganz anders sind und ich das alles nicht verstehen kann, was dort abgeht und ich tu ihnen nichts oder so. Ich hab von diesen Leuten eben meinen Hund. Da bin ich über den Jakominiplatz gefahren und sie haben zu zehnt auf den Hund – da war er elf Monate alt – haben sie zu zehnt auf den Hund eingetreten. Der hat einen kompletten Schaden, den haben sie so abgerichtet gegen Ausländer, gegen alles, haben ihn dumm und deppert geschlagen, das Aug eingetreten und alles mögliche und ich hab ihnen dann den Hund weg genommen, weil ich da nicht zuschauen hab können, wie sie auf ihn einschlagen. Also, ich will mit diesen Leuten überhaupt nichts zu tun haben, echt. Und zeitweise, ich mein, ich brauch eigentlich vor niemandem Angst haben, weil ich hab meinen Hund und ich hab meistens einen Freund und so dabei, weißt eh, ich brauch da eigentlich vor niemandem Angst haben. Aber wenn ich allein in der Nacht über den Jakominiplatz geh und dann so ein paar Proleten, mehrere, von hinten auf mich zukommen und ich allein als Frau, dann denk ich mir schon manchmal, weißt eh, scheiße oder so, ich hoff, da passiert jetzt nichts. Ich kann das auch verstehen, dass viele sagen, normale Studentinnen oder ältere Frauen oder so, ich hätt da glaub ich echt panische Angst. Wenn sie mir jetzt was tun, dann wissen sie, dass sie mit der Stadt Probleme kriegen werden und mit allen möglichen Leuten und so, aber so als altes Mutterl oder als Studentin, kann ich mir schon vorstellen, dass die Angst haben.

Wie treibts ihr denn euer Geld auf? Ihr schnorrt, arbeitet im Stadtpark.

Ja, also Park arbeiten, bei den Streetworkern, aber da musst eigentlich ein Junkie sein, damit rein darfst. Ja, dort geh ich oft kochen, da kriegst 15 Euro fürs Kochen, kannst essen dann und mit heim nehmen Essen und das mach ich zwischendurch [im Hintergrund herrscht ziemliche Aufbruchstimmung]. Es gibt nicht nur Stadtparkarbeiten, du kannst auch putzen gehen, Mädls können putzen gehen, ausmalen, Möbel zahn und Friedhof arbeiten und so, aber das ist eben alles übers Magistrat. Bei den Streetworkern eben das Kochen oder Spritzenpakerl machen, weißt eh, die sie für den Automaten machen. Für das kriegst auch für eineinhalb Stunden 15 Euro.

Soziale Arbeit mit „Punks“

Arbeitende „Punks“ im Diskurs

Betrachtet man „Punk sein“ als spezifischen Lebensstil, der sich gegen Gewohnheiten, die herrschende Klasse, die Konsumgesellschaft und das Bürgertum stellt und durch seine strikte Antihaltung eine Lebensart von Anarchie und Chaos praktiziert, mag es auf den ersten Blick irritieren, dass „Punks“ arbeiten und arbeiten wollen.

In der Arena ideologischer Kontroversen versucht man sich auf der einen Seite an die Idee zu klammern, dass arbeitslose Menschen zu faul zum Arbeiten seien (Zilian/ Moser 1989), wie es die Reaktionen entrüsteter LeserbriefschreiberInnen österreichischer Boulevardzeitungen immer wieder aufs Tapet bringen. Gerade junge Arbeitslose scheinen diese Haltung einer konservativ gestimmten Öffentlichkeit besonders zu strapazieren, schließlich verfügen sie über das sichtbare Kapital des Jungseins, das diese Meinung über die Entstehung von Arbeitslosigkeit nur bestätigt. Zudem stellen sie eine Provokation für jene dar, die auf ihrem täglichen Weg zur Arbeit bzw. von der Arbeit nach Hause an ihnen vorbei müssen:

Das sind Ängste, worum es da geht. Es geht darum, dass hier Jugendliche den Eindruck machen, dass man leben kann ohne zu arbeiten und noch dazu auf Kosten der Allgemeinheit. Und das noch dazu mitten in einem Innenstadtbereich. [...] Sie sitzen da auf einem schönen Platz und zahlen nichts dafür. (Joachim Hainzl²³)

Auf der anderen Seite wird einem linksorientierten Leitgedanken die Legitimation genommen; das subversive Fundament des „Punk“ sei mit ihrer öffentlich zur Schau gestellten „Arbeitswilligkeit“ endgültig zerbrochen, ist es doch die Ideologie der autonomen „Szene“, sich gerade nicht den Herrschaftsbedingungen eines sozialen Systems, einer autoritätsfixierten „Dienstbereitschaft“, zu unterwerfen bzw. anzupassen. Diese Zuschreibungen scheinen durch das Demonstrieren von „Arbeitswilligkeit“ in jedem Fall irritiert. Müssen auf der einen Seite verhärtete Vorurteile über die Faulheit junger, arbeitsloser Menschen hinterfragt werden, so muss wohl andererseits eingestanden werden, dass die „Punks“ von heute – jene beispielsweise, die vom Magistrat Graz betreut werden – längst

²³ Interview mit Joachim Hainzl, Historiker.

nicht mehr Teil einer Bewegung mit einer radikal antikapitalistischen Stoßrichtung sind. In diesen Zuschreibungen und diskursiv hergestellten Meinungen spiegeln sich gesellschaftliche Interessenkonflikte, die sich an der Diskussion und den Aufregungen um die Grazer „Punkszene“ entzündeten. Ganz abgesehen von der allgemeinen kommerziellen Vereinnahmung eines ursprünglich auf der Straße entwickelten Kleidungsstils der Modebranche, gibt es unterschiedlich gelagerte Interessengruppen, die „Punks“ für ihre eigenen Zwecke instrumentalisieren, um ihre politischen Haltungen anhand eines griffigen Beispiels zu belegen (Vgl. Kapitel Diskurse). Es sind wirtschaftliche und politische Interessen, die „Punks“ zum Spielball ihrer eigenen Überzeugungen machen. Darunter liegen kulturell konstruierte, mythenarrangierte Bilder, in denen sich die letzten Reste einer Sehnsucht nach dem Authentischen, nach Freiheit und einer Einfachheit, der alles Materielle egal ist, spiegeln (Büsser 1997).

Ein Grazer Arbeitsprojekt

Was vor etwa 10 Jahren als informelle „Augenblicksgeschichte“ engagierter Mitarbeiter des Sozialamtes begann, ist mittlerweile professionell organisiert: Die zeitweise Beschäftigung stigmatisierter Randgruppen in Graz.

Wir haben angefangen vor 10, 11 Jahren mit Schwarzafrikanern. Ich bin mit vier Schwarzafrikanern runter gefahren am Grünanger und hab dort ein Haus entrümpelt. Nicht kontinuierlich, ich hab keine Fahrzeuge gehabt und ich hab keine Mitarbeiter gehabt. [...] Dann kamen die Flüchtlinge dazu und dann auch die Punks. (Otmar Pfeifer, Leiter des Referates für allgemeine soziale Dienste des Sozialamtes Graz)

Seit ca. 10 Monaten kooperiert der Magistrat Graz mit dem Verein ERFA (Erfahrung für alle), der ursprünglich für die Zielgruppe über 50-jähriger Arbeitsloser mit dem Anliegen gegründet wurde, ihnen eine Möglichkeit des (zusätzlichen) Gelderwerbs zu bieten. Informelle Beziehungsnetzwerke von Magistratsangehörigen mit dem Geschäftsführer des Vereins haben zu einer "Fusionierung" beider institutionalisierter Einrichtungen geführt. Die Folge war eine Änderung der Vereinsstatuten, um eine Ausweitung der Zielgruppe zu erreichen und bedürftigen Personen auch die Möglichkeit stundenweiser Beschäftigung zu bieten (Otmar Pfeifer). Seitdem gilt der Verein ERFA als offizieller Arbeitgeber für SozialhilfeempfängerInnen, für Personen, die infolge körperlicher oder psychischer Beeinträchtigungen aus dem Arbeitsmarkt gefallen sind und für die Gruppe der „Punks“. Öffentliche Institutionen bzw. Organisationen, NGOs und Vereine fungieren als

Auftraggeberinnen. Neben Renovierungsarbeiten, Wohnungs- und Hausentrümpelungen, der Pflege der Grünbepflanzung des Hauptplatzes und Arbeiten am Zentralfriedhof, sind es vor allem Säuberungsaktionen des Stadtparks oder Schlossberges, die von der Klientel des Vereins ERFA übernommen werden. Es sind in erster Linie die „Punks“, die die Arbeit der Abfallbeseitigung an öffentlichen Orten verrichten. Punk – in der deutschen Übersetzung Abschaum, Dreck – ist nicht nur die Selbstbezeichnung eines subversiven kulturellen Jugendstils, sie ist zugleich eine massive gesellschaftliche Zuschreibung von außen, die symbolische Macht- und Herrschaftsverhältnisse zum Ausdruck bringt. Das, was in einer Gesellschaft als "schmutzig", "unrein", "abscheulich" betrachtet wird, hat die Funktion, Grenzen festzulegen und zu bestätigen und damit Ordnung in eine sonst chaotische Erfahrung zu bringen (Douglas 1996). Die Analogie zwischen realem und sozialem "Abfall" hat eine jahrhundertelange Tradition und drückt sich im bürgerlichen Phantasma aus, Müll und sozial Randständige gleichzeitig beseitigen zu wollen, indem Zuständigkeiten verteilt werden: Sozial Unerwünschte werden für die Abfallbeseitigung eingesetzt.

Ganz allgemein stellt dieses Vorgehen einen gesellschaftlichen Mechanismus dar, Ärmere in bestimmte Arbeitsrollen (vor allem) der informellen Ökonomie zu drängen und sie gleichzeitig einer moralisierenden Kritik auszusetzen: "Man treibt Akteure in eine aussichtslose Situation hinein und sanktioniert sie dann dafür, dass sie dort auf die einzige Weise handeln, die ihnen als Option noch offen steht" (Zilian/ Verhovsek 1998, 15).

Die Arbeiten im Rahmen dieses Grazer "Arbeitsprojektes" sind gemeinhin als Tätigkeiten zu betrachten, die eigentlich von sehr wenigen Menschen gemacht werden wollen. Der Mangel an ArbeitnehmerInnen im so genannten dritten Arbeitsmarkt scheint erst dann zu erlahmen, wenn ein bestimmtes Niveau an Hoffnungslosigkeit erreicht ist und der Widerstand gegen degradierende und symbolisch deprivierende Jobs aufgegeben wird. Mittlerweile sind es rund 75 Personen, die sich als ArbeitnehmerInnen am Arbeitsprojekt des Grazer Sozialamtes beteiligen. Auffällig ist das massive Hineindrängen einer Gruppe "neuer Arbeitsloser", die qualifiziert und relativ gut ausgebildet als Angehörige des Mittelstandes zum Beispiel aufgrund von Betriebsschließungen ihre Arbeitsplätze verlieren, aufgrund der Arbeitsplatzknappheit und des Arbeitskräfteüberschusses so schnell keinen Job mehr finden und vom Status des Arbeitslosenbeziehers in den Status des Sozialhilfeempfängers abdriften. Hier zeigt sich, dass "Armut" vermehrt zu einem Problem weder asozialer noch hoffnungslos marginalisierter Menschen wird. Immer mehr Menschen mittlerer Einkommenslagen fallen vorübergehend unter die Armutsgrenze (Blum 1996).

Mit denen haben wir jetzt massiv zu tun, die dringen massiv in unser Projekt ein.
[...] Die haben immer einen Job gehabt, dann haben sie Arbeitslose gekriegt, dann Notstand und jetzt sind sie auf einmal drunter und können sich die Wohnung nicht

mehr leisten. Wie kann ich mir meine Wohnung leisten, wie Frau und Kind erhalten? Die kommen und sagen, ich geh ein paar Mal zu euch arbeiten, dann schaff ich es eh wieder. (Ein Sozialarbeiter)

Mit diesem Zitat wird deutlich, dass es unterschiedliche Gruppen, mit unterschiedlichen sozialen und biografischen Hintergründen, sind, die das Arbeitsangebot des Sozialamtes annehmen.

Für die abdriftende Mittelschicht stellt es die einzige Möglichkeit dar, einen bestimmten Betrag zur ohnehin knapp bemessenen Sozialhilfe dazu zu verdienen, ohne dass damit die Leistungen verringert würden bzw. der Anspruch darauf entfällt.

Die angesprochene Flexibilität der Form der Beschäftigung stellt sich vor allem für die Gruppe der „Punks“ als attraktiv dar. Ihnen wird die Möglichkeit geboten, unkonventionell und unbürokratisch stundenweise zu arbeiten. Diese Art der Beschäftigung fügt sich relativ gut in ihren Alltagsrhythmus, ihre körperliche Verfasstheit und ihre eher pragmatischen Vorstellungen über Arbeit ein: Arbeiten ist für sie eine Möglichkeit, um an Geld zu kommen, das fürs Überleben reicht. Diese Einstellung entspricht der illusionslosen Sicht auf ihre eigene Lage und enthält ein kritisches Potenzial. Sie hat die Funktion, die *de facto* bestehende Situation der Arbeitslosigkeit erträglich zu machen. Wenn eine Identifizierung mit Lohnarbeit nicht möglich ist, bleibt nur noch die Distanzierung (Zoll 1993). Auch wenn es an der Oberfläche so aussieht, als sei die „Arbeitslosigkeit“ der „Punks“ eine bewusste Widerständigkeit gegen konformistische Wege in die Arbeitswelt, handelt es sich weniger um die Ablehnung einer bürgerlichen "Bildungsbeflissenheit" als Weg dorthin, sondern um die Reaktion auf die Aussichtslosigkeit, eine berufliche Position zu erreichen, die ein gewisses Maß an Zufriedenheit und Anerkennung bietet. In den Jobs, die übers Sozialamt vermittelt werden, sieht einer der befragten Magistratsangehörigen dennoch Identifikationspotenzial:

Angefangen haben wir mit Schlossbergreinigung, also vom Winter, der Streusplitt, der Feinstaub, das muss man händisch aus dem Graben neben der Straße holen, da kommt die Maschine nicht rein. Das haben sie gemacht. Den Effekt, den ich da erlebt habe, den hatte ich nicht so erwartet: Sie erzählen dann unter der Hand, sie haben den Schlossberg gereinigt. Also sie definieren sich über die Tätigkeit. (Otmar Pfeifer)

Nicht die Identifikation mit der Tätigkeit der Hilfsarbeit als solcher kann damit gemeint sein, sondern die positiven Effekte des Gefühls, gebraucht zu werden und Anerkennung dafür zu erhalten.

Sowenig diese Form der Beschäftigung mit massiven Verpflichtungen, Pflichten oder

geregelter, regelmäßiger Arbeitszeit verbunden ist, sowenig ist sie mit Rechten auf sozialstaatliche Versicherungs- und Absicherungsleistungen verknüpft. Der Lohn – 6 Euro pro Stunde – wird auf unbürokratische Weise gleich nach der Arbeit von den Sozialarbeitern ausbezahlt.

Institutionalisierung mit Nebeneffekten

Das nun seit etwa 10 Monaten laufende Arbeitsprojekt des Sozialamtes Graz in Kooperation mit dem Verein ERFA stellt sich trotz zunehmender Institutionalisierung unregelter, unkonventioneller Arbeitsmöglichkeiten nach wie vor als Nische für bedürftige Personen dar, die keine Chance auf einen Job, geschweige denn eine Anstellung am regulären Arbeitsmarkt haben.

Innerhalb des vergangenen Zeitraumes kommt der für dieses Projekt Verantwortliche Magistratsbeamte zum Ergebnis, dass drei Gruppen von Personen, die dieses Arbeitsangebot annehmen, zu unterscheiden sind:

Da gibt es eine Gruppe von ca. 13 Leuten, die fast regelmäßig arbeiten. Für die wäre der Übergang in den normalen Arbeitsprozess theoretisch möglich. Das ist auch die Gruppe, die nur leistbare Hilfsarbeit macht, das heißt, die gehen ausmalen, der stellt eine Küche auf. Das sind Leut, die aus dem Berufsleben raus gefallen sind, das aber trotzdem noch können. [...] Das sind die Firmenangehörigen, die könnten im Grunde genommen eine eigene Firma aufmachen. [...] Die zweite Gruppe sind die Punks. Für die ist es wirklich in erster Linie eine Arbeitstherapie. Vielleicht bilde ich mir das nur ein, bin blauäugig oder sonst was, die sagen, schöpfen ist lustiger als schnorren. [...] Und die dritte Gruppe der Sozialhilfeempfänger, da denke ich mir, dass sie nicht total arbeitsentwöhnt werden, die aber, wenn man den Schwarzmarkt hernimmt, die das nicht mehr so könnten, das Pfuschen. (Otmar Pfeifer)

Diese Unterschiede, die sich für den Magistratsbeamten in erster Linie von der Regelmäßigkeit der Inanspruchnahme von Gelegenheitsarbeiten, dem damit verbundenen Ausmaß an gearbeiteten Stunden und der Qualität der Tätigkeit ableiten lassen, sind Ergebnis einer Dynamik, die von den Projektträgern weder beabsichtigt noch vorhersehbar war. Schließlich verfolgte man einen sehr offenen, niederschweligen Zugang im Sinne des "wer will, kann kommen". Waren es am Beginn des Projektes 25 Personen, die dieses Angebot für sich in Anspruch nahmen, so waren es zum Zeitpunkt der Beendigung der empirischen Erhebungsphase dieser Studie im November 2004 75 Personen.

Der eine hat den gekannt, der andere den. Das ist so eine Mundpropaganda gewesen. Ein großer Zulauf ist auch über die Arche²⁴ erfolgt [...]. Wir haben Anfragen von der Bewährungshilfe gekriegt [...], ich bin auch im Gespräch mit der Drogenberatung vom Land. [...] Dadurch, dass wir so flexibel sind, schupft uns auch ein jeder jeden zu. Also wir müssen irgendwann einmal aufpassen, dass wir uns nicht damit überfordern. (Otmar Pfeifer)

Dieses Resultat ist insofern beachtlich, als dass es den generellen Zuwachs an sozial Bedürftigen auf lokaler Ebene widerspiegelt und den immensen Bedarf an niederschweligen Zugangsmöglichkeiten zu entlohnter Arbeit aufdeckt. Damit sind die Organisation und Form sozialarbeiterischer Maßnahmen im Bereich der "Arbeitsvermittlung" vor neue Herausforderungen gestellt. Das ist die eine Seite. Die andere, die mit dieser Studie ins Blickfeld genommen wird, orientiert sich an der Frage, wie sich die zunehmende Institutionalisierung, die mit dem Zuwachs an "KlientInnen" unweigerlich verbunden ist, auf die betroffenen Personen – im Konkreten auf die Gruppe der „Punks“ – auswirkt bzw. auswirken kann.

Auch wenn die oben genannten Gruppen von "GelegenheitsarbeiterInnen" keine einheitlichen und klar gegeneinander abzugrenzenden Profile (z. B. hinsichtlich ihres Alters, ihrer biografischen Erfahrungen, ihrer Milieuzugehörigkeit, einer vorab definierten Position innerhalb dieses Arbeitsmarktsegmentes) aufweisen, lässt sich an den angedeuteten Differenzierungen dennoch ablesen, dass im dritten Arbeitsmarkt ähnliche Dynamiken wirksam werden, wie sie auch für die restlichen Arbeitsmärkte üblich sind. Sind es im industriellen Sektor beispielsweise die Konfliktpotenziale zwischen StamarbeitnehmerInnen und LeiharbeiterInnen bzw. befristet Beschäftigten, die sich im Zuge des neoliberalen Wirtschaftsverständnisses zunehmend verschärfen (Pialoux 1997), kommt es in der informalisierten Welt der Hilfs- bzw. GelegenheitsarbeiterInnen zu Konkurrenzverhältnissen der Armen, die einem Wettbewerb "Ungleicher unter Gleichen" nahe kommen. Gerade die semiprofessionelle Inanspruchnahme des Arbeitsangebotes führt dazu, dass sich eine, wenn auch kleine, Gruppe formiert, die aufgrund ihrer kontinuierlichen Anwesenheit und erbrachten Leistungen für Unruhe und Unsicherheiten bei (einigen der) „Punks“ führt. Das Arbeitsprojekt scheint sich in ihren Augen weg von der Idee der Beschäftigung hin zur Idee des Leistungseinsatzes zu entwickeln. Eine betriebswirtschaftliche Logik scheint sich einzuschleusen, die Leistung und Konkurrenz in den Vordergrund rückt und Angst davor macht, selbst aus diesem untersten Segment des Arbeitsmarktes hinausgedrängt zu werden. Diese Angst entspringt aus der Perspektive des Projektverantwortlichen weniger den

²⁴ Notschlafstelle für volljährige wohnungslose In- und Ausländer der Caritas Graz.

faktischen Gegebenheiten, denn vielmehr einem allgemeinen Effekt, der eintritt,

„wenn Leute weiter weg von der Mitte stehen. Die sehen eine sehr hohe Gerechtigkeitszuständigkeit für sich, das heißt, sie hätten es gerne, dass sie betreut werden und dass sie was kriegen, aber nicht, dass das auch andere kriegen. [...] Es sind diese Exklusivgeschichten ... wenn ich sag, weil ich arm bin, darf ich arbeiten, aber sonst darf keiner.“ (Otmar Pfeifer)

Dieses Unbehagen ist nicht nur als Anspruch auf Exklusivrechte zu betrachten, sondern vor allem als existenzielle Angst davor, die bescheidenen Plätze am letzten Arbeitsmarkt zu verlieren – und damit ein letztes Stück an Identität. Die Reaktionen der „Punks“ auf den Zuwachs an Personen, die die Hilfestellungen des Sozialamtes in Anspruch nehmen, sprechen somit in gewisser Hinsicht für den Erfolg des Arbeitsprojektes.

Auf der anderen Seite, nämlich jener der Projektträger und SozialarbeiterInnen sind ähnliche Konflikte spürbar, wenn es um die Frage geht, ob es nun der Anspruch des Projektes sein soll, die KlientInnen "lediglich" im Sinne einer Art Therapie mit Beschäftigung zu versorgen oder an Leistungskriterien anzusetzen. Letzteres würde konsequenterweise bedeuten, jene auszuschließen, die einen Zweifel an ihrer Leistungsfähigkeit entstehen lassen oder sich während der Arbeit als unprofitabel erweisen. Dass diese Tendenz, als Nebenprodukt zunehmender Institutionalisierung, nicht einer Phantasievorstellung der „Punks“ entspricht, sondern wohl auch von Seiten der Verantwortlichen, die in diesem Zusammenhang eine einem Unternehmer vergleichbare Position einnehmen, artikuliert wurde, mag mit folgendem Interviewausschnitt verdeutlicht werden:

Es ist so, dass die Verlässlichkeit der Punks nicht unbedingt der eines Rechnungsbeamten entspricht. [...] Wenn ich für jede Tätigkeit, mit der ich beginne, einen Aufwand von Vorbereitung, von Vorher-Angeben, wann das ist, von Erinnern und so weiter habe, brauch ich pro Punk ungefähr zwei Mitarbeiter. [...] Das heißt also, wenn ich eine Geschichte angeh, dann muss ich mich drauf verlassen können, dass ein paar Leut da sind. [...] Und nicht ständig damit konfrontiert sein, dass die Herrschaften zu sind, nicht mögen, nicht wollen oder sagen, brauchen wir heute nicht. (Otmar Pfeifer)

So scheinen sich doch leistungsbemessene Exklusionsmechanismen und Ausschlusskriterien abzuzeichnen, die derzeit noch durch die Ausweitung der Tätigkeitsfelder kompensiert werden können. Selbst die Professionalisierung auf dieser Seite ist von paradoxen Effekten begleitet: Einerseits kommt sie dem Zuwachs an "Arbeitskräften" durch die Ausweitung des Arbeitsangebotes entgegen, und damit auch dem Sozialamt, andererseits geben die

AuftraggeberInnen jenen eine Chance, an denen man jedenfalls verdienen kann und sich Nebenkosten oder Verpflichtungen erspart:

Es ist ein zweiseitiges Schwert. Der macht ein volles Geschäft mit uns. Der kriegt sonst nie so günstige Leut, die noch dazu betreut werden. [...] Alle Overheadkosten, meine Person, meine Mitarbeiter, die werden ihm ja nicht verrechnet, die bleiben ihm erspart. (Otmar Pfeifer)

Dennoch bleibt zu konstatieren, dass das Arbeitsprojekt in vielerlei Hinsicht jenen zugute kommt, die dieser Hilfe bedürfen: Sie können auf relativ unkomplizierte Art und Weise etwas verdienen bzw. dazu verdienen, sie werden vor einem endgültigen Verlust von arbeitsbezogenen Zeitstrukturen bewahrt, sie erhalten ein gewisses Maß an Anerkennung oder die Beschäftigung stellt sich als eine Art Therapie dar. Aus Sicht des verantwortlichen Magistratsbeamten kann diese Form der Beschäftigung für die Gruppe der „Punks“ nur insofern als kontraproduktiv betrachtet werden, als dass sich die Vorurteile und Vorwürfe damit relativieren:

„Die Leute kommen plötzlich drauf, die tun was. [...] Das nimmt dann die Argumentationsgrundlage, denn wenn der Herr Soundso schreibt, sie sind arbeitsscheu, dann kann ich ihm widersprechen. Die Feindbilder werden aufgeweicht.“ (Otmar Pfeifer)

Ein Projekt aus Bremen

In Bremen wurde mit einer vergleichbaren Gruppe von Jugendlichen ein ähnliches Arbeitsprojekt durchgeführt. Innerhalb von eineinhalb Jahren wurden von 12 „Punks“ zwei Häuser gegen Entlohnung saniert, in die ein Teil von ihnen danach gegen Miete einzog. Als entscheidende Motivation für die Beteiligung stellte sich der Umstand dar, dass sie sich bei dieser Arbeit selbst Wohnraum schaffen konnten. Ein Projekt also, das die Wohnversorgung direkt mit Beschäftigungsmaßnahmen verbindet.

Ähnlich wie in Graz war diesem Projekt die Wahrnehmung und Stigmatisierung der Gruppe als zunehmend provokatives und schrittweise verelendenden Ärgernis im Stadtbild vorausgegangen. Die Zielvorstellungen waren allerdings wesentlich strikter auf eine "Integration" der Gruppe ausgerichtet. So etwa wollte man die TeilnehmerInnen durch geregelte Arbeitszeiten und das Sanktionieren von Fehlzeiten dazu anleiten, ihre Tagesstrukturierung zu

verändern und sie weg von der alkohol- und drogenreichen Alltagsgestaltung zu bekommen. Dieser „Normalisierungsprozess“ verlief widersprüchlich: Während in vielen Fällen weder die Einstellung, das Verhalten noch die Konsumgewohnheiten der „Punks“ verändert werden konnten, stellte sich in wenigen anderen Fällen der Eindruck her, dass die regelmäßige Arbeit, die Zuwendung durch die Gruppe und die den Prozess begleitende Sozialpädagogin einen Zugewinn an persönlicher Selbstständigkeit und an Zukunftsorientierung mit sich brachten. Dass die Strukturierung des Tagesrhythmus durch Arbeit eine langfristige Umorientierung zu "geregelter Berufstätigkeit und zu einer Arbeitsorientierung schlechthin" bewirkt, konnte allerdings nicht festgestellt werden.

Ein weiterer Anspruch des Projektes war es, die TeilnehmerInnen während der Beschäftigungsmaßnahme durch die Anleitung eines Baufacharbeiters zu qualifizieren. Diese Zielvorstellung kann als gänzlich gescheitert angesehen werden. Allein das eingeschränkte Spektrum an Tätigkeiten im Baubereich macht rasch klar, dass nicht alle Beteiligten Bauberufe als Berufsziele anstreben und die Motivation für eine Qualifikation dieser Branche entsprechend gering ausfiel. Außerdem schien die Kommunikation zwischen Baufacharbeiter und den „Punks“ nicht wirklich zu funktionieren, was schließlich dazu führte, dass der Baufacharbeiter aufgrund immer häufigerer Fehlzeiten gekündigt wurde.

Nach Abschluss des Bauprojektes zog eine Gruppe von „Punks“ in die fertig gestellten Häuser ein. Das Haus geriet zum viel frequentierten allgemeinen Treffpunkt der Bremer „Punks“ und ihrer FreundInnen, was zunächst erhebliche Konflikte mit den BewohnerInnen benachbarter Häuser mit sich brachte. Erst nach einer Reihe von "Schlichtungsgesprächen", bei denen bei den NachbarInnen um Verständnis und Toleranz, bei den „Punks“ um Einsicht für Ruhe- und Sicherheitsbedürfnisse geworben wurde, beruhigten sich die Zerwürfnisse (Vgl. dazu Glaß/ Voigt 2000).

Im Gegensatz zum Bremer Projekt zielt das Grazer Projekt verstärkt auf einen niederschweligen, dem Alltag der Gruppe weitgehend angepassten Zugang zu Arbeit und Wohnraum ab; einem Zugang ohne restriktive Vorgaben einer als "normal" angesehenen Lebensführung, die, wie sich am Bremer Beispiel zeigt, ohnehin ins Leere treffen.

Aus der Perspektive der linken Hand des Staates

Gemeinhin sind SozialarbeiterInnen im Auftrag des Staates mit der Betreuung bzw. Verwaltung von Menschen betraut, die in sozialen Abwärts- und Entwertungsspiralen gefangen sind und in unterschiedlicher Weise ihr Unbehagen und Leiden an soziokulturellen und ökonomischen Bedingungen ihrer Lebenslagen zum Ausdruck bringen. Als helfender Beruf ist Sozialarbeit *eo ipso* ein ethischer Beruf, bestimmte Werte wie etwa Solidarität, Nächstenliebe oder Menschenwürde einschließend. In einer Welt, in der das alltägliche Verschwinden von Zwischenmenschlichkeit zu beobachten ist (Katschnig-Fasch 2003), kommt ihnen als „linke Hand des Staates“ zunehmend die Funktion der Kompensation sozialpolitischer Probleme durch ihr eigenes Engagement zu. Das kann dazu führen, dass grundsätzliche politische Probleme nicht gelöst, sondern verkannt, relativiert, sinnlos ertragen werden (Leitner 2000). Für die SozialarbeiterInnen hat dieser Mechanismus zur Folge, dass ihre Berufsethik unter Druck gerät und sie mehr denn je in häufig zermürbende *double-binds* geraten, die sich in Überforderungen, Schuldgefühlen oder dem Gefühl, persönlich versagt zu haben – in Burnout Syndromen – ausdrücken. Sie sind es, die die „Unzulänglichkeiten der Marktlogik“ kompensieren sollen (Bourdieu 1997), die sich an den Veränderungen in der Beschaffenheit und Struktur sozialer Probleme und an wachsenden sozialen Bedarfen abzeichnen.

Herr Pfeifer ist Leiter des Referates für allgemeine soziale Angelegenheiten des Sozialamtes des Magistrats Graz und seit ca. 10 Jahren mit der Koordination der sozialen Arbeit mit „Punks“ beschäftigt. Seine Aufgabe besteht darin, immer wieder auftauchende Konflikte zwischen „Punks“ und anderen Personengruppen zu entschärfen und über soziale Projekte das „Punkproblem von Graz“, das er ein „homöopathisches“ nennt, in den Griff zu bekommen. Die Bezeichnung „Punk“ stellt für ihn, ganz pragmatisch, nichts weiter als einen Arbeitstitel dar. Die betreute Gruppe habe nichts mehr mit einer Punkbewegung gemeinsam, es seien „ein paar Verrückte dabei, die so ausschauen wie Punks, [...] der Großteil ist in Richtung Alkoholiker unterwegs.“

Abgesehen von dieser „Kerngruppe“ gibt es noch zwei weitere Gruppierungen, die seiner Beobachtung nach die Grazer „Punkszene“ ausmachen. Zum einen sind es die

„ideologischen Punks, die auf der Uni ein bisschen angesiedelt sind oder ehemalige Sozak StudentInnen, die [...] autonom sind, im Grunde genommen im warmen Nest sitzen und von da aus das System bekämpfen.“

Zum anderen spricht er von so genannten „Freizeitpunkts“. Das seien junge Schülerinnen und Schüler, die sich in ihren Freistunden, in den Ferien oder an Wochenenden der Kerngruppe

anschließen und am ehesten dem Bild eines „Modepunks“ entsprechen.

Seine Arbeit mit der Kerngruppe der Grazer „Punkszene“ hat vor zehn Jahren damit begonnen, sich um ihre Wohnsituationen zu kümmern. Als es vor etwa drei Jahren zu öffentlichen und medial verfolgten Aufregungen um die Aneignung des Musikpavillons des Grazer Stadtparks als Aufenthalts- und Wohnort der Gruppe kam, konnte Herr Pfeifer die Aussicht auf ein Arbeitsprojekt und eine Unterbringungsmöglichkeit für sie erwirken.

Das seither von Seiten des Magistrats finanziell unterstützte „Wohnprojekt“ für „Punks“ nahm seinen Anfang bei der Grazer „Schleppbahn“, einem Verschubbahnhof für Wirtschaftsbetriebe. Es ist ein infrastrukturell toter Ort jenseits des städtischen Zentrums, dessen nächster Nachbar der Schlachthof ist. Die Idee wäre es gewesen, auf den unbenutzten Gleisen einen so genannten „Sozialbahnhof“ zu errichten, ausrangierte und zur Verfügung gestellte Eisenbahnwagen der ÖBB zu Wohnkojen umzubauen und damit eine „kostengünstige“ Unterkunftsmöglichkeit für die Gruppe zu schaffen; schließlich bedarf es keiner Baubewilligung, wenn man Wohnraum auf Rädern „serviert“. Diese Idee eines Sozialbahnhofes ist als Versuch zu verstehen, mit einem flexiblen Unterbringungskonzept dem entgegenzukommen, was in der kulturellen Ordnung „Punks“ von anderen zu unterscheiden scheint: Eine unbedingte Autonomie, selbst ihren Aufenthaltsort zu wählen, dabei notfalls Grenzen zu überschreiten und die Mechanismen bzw. Hüter der sozialen Ordnung zu verhöhnen, „alles an seinen Platz“ zu verweisen (Bauman, 1999, 16). Die Intention des Sozialbahnhofs wird aber von gefährlichen neuen Ordnungsdiskursen vereinnahmt, die neue Grenzen ziehen und das Andere, das Fremde, das Chaos nicht nur durch soziale, sondern auch räumliche Exklusion auszuschließen drohen:

„Jeder hat einen Platz. Es gibt auch mobile Betreuungskonzepte, die in anderen Städten schon greifen. Ich habe gestern mit dem zuständigen Sozialarbeiter gesprochen, der gesagt hat, er träumt unter Umständen wieder von einer Waggongeschichte, dass man sagt, ich habe in Eisenbahnbereichen hier oder da einen Waggon, der belebt und bewohnt werden kann, der vielleicht wieder mal woanders hinkommt. Es ist einmal so: wenn du in der Gesellschaft für soviel Wirbel sorgst, wenn du dort bist, dann wirst du wahrscheinlich auch wieder einmal weiterziehen müssen.“ (Bürgermeister Nagl)

Das Bild, das hier geschaffen wird, evoziert Mechanismen sozialer Exklusion der frühen Moderne, die Foucault ins Gedächtnis gerufen hat, der Vertreibung von Geisteskranken auf Narrenschiffen, die sie von Stadt zu Stadt brachten: „Dadurch, dass man den Irren Schiffen anvertraut, dass er sich ständig vor den Mauern der Stadt aufhält, macht ihn zum Gefangenen seines eigenen Aufbruchs. [...] Die Reise des Irren ist zugleich eine rigorose Trennung und

eine endgültige Überfahrt. In einem gewissen Sinne entwickelt sie lediglich vor einer halbrealen, halbimaginären Geografie die Liminalsituation des Irren [...]“ (Foucault 1969).

Aufgrund von Zerwürfnissen mit dem angrenzenden Schlachthof und Schlachthofrestaurant konnte die Idee eines Sozialbahnhofes nicht realisiert werden. Die „Punks“ waren gezwungen, den Ort zu verlassen und Herr Pfeifer übersiedelte die Gruppe in die Container am Wirtschaftshof, die bald wieder aufgegeben werden mussten, weil die Containersiedlung zu einem Parkplatz umfunktioniert wurde. Seit nun ca. eineinhalb Jahren (Otmar Pfeifer) wohnen die meisten der „Punks“ in einem vom Magistrat Graz gemieteten Altbauhaus an einem der wohl verkehrsreichsten Knotenpunkte der Stadt: „Sinnvollerweise wohnt man nur dann dort, wenn man Verkehrszählung studiert.“ (Otmar Pfeifer)

Dieses Haus war bereits vor dem Einzug der „Punks“ in die Schlagzeilen der lokalen Presse geraten: Die Verhüllung der gesamten Fassadenseite mit einer riesigen Plakatwand sorgte für einen Aufschrei gegen menschenunwürdige Praktiken, die darauf abzielten, die MieterInnen „hinauszuekeln“. Seitdem die „Punks“ das Haus bewohnen, ist die Plakatwand kein Thema der medialen Berichterstattung mehr.

Obwohl der Mietvertrag der Stadt Graz auf eineinhalb Jahre befristet ist, ist sich Herr Pfeifer sicher, die „Punks“ für die nächsten zwei bis drei Jahre dort untergebracht zu haben. Es steht in Aussicht, das leer stehende, aufgelassene Lokal im Erdgeschoss des Hauses zu einem Freizeitraum für die Gruppe umzugestalten. Schwierigkeiten hat es bisher mit den noch dort lebenden AltmieternInnen gegeben, die auf die neue Nachbarschaft nicht gerade mit Begeisterung reagierten.

Ganz allgemein erlaubt es die Verfügung über ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital, unerwünschte Personen oder Personengruppen auf räumliche Distanz zu halten. Umgekehrt verstärkt der Mangel an Kapital die Erfahrung der Begrenztheit: „Er kettet an einen Ort“ (Bourdieu 1997, 164) und führt im Extremen dazu, mit den gesellschaftlich am wenigsten begehrten Menschen oder Gütern Tür an Tür leben zu müssen. Allein die Aussicht darauf, in physischer Nähe mit sozial fern stehenden Personen zu leben, wird als eine Art „Promiskuität“ empfunden und die Reaktionen des Widerstandes sind heftig:

„Als wir versucht haben, eine größere Anzahl von Personen unterzubringen, ist es in manchen Gegenden von Graz bis zum Volksaufstand gekommen. Das hat bis zu Straßensperren geführt.“ (Otmar Pfeifer)

Die räumlichen Strukturen also finden ihre Entsprechung im sozialen Raum und in den Denkstrukturen der Menschen. Menschen, die am Rand der Gesellschaft leben, werden auch

peripheren Orten der Stadt zugewiesen. Diese immer gegenwärtige Logik führt zum Beispiel in Frankfurt am Main zur menschenunwürdigen Praktik, Personen ohne festen Wohnsitz in Handschellen zu legen, sie abzutransportieren und irgendwo weit außerhalb der Stadt „auszusetzen“, in Taunuswälder oder mitten auf eine Autobahn, auf der niemand halten darf (Blum 1996). Menschen, die keinen Ort in der Gesellschaft finden, haben auch physisch keinen Platz.

Die soziale Arbeit mit „Punks“ sieht sich in letzter Zeit mit besonderen Herausforderungen konfrontiert. Vermeintliche Anlassfälle – „ungebührliches und anstandsverletzendes Verhalten“ der „Punks“ am Grazer Hauptplatz (siehe Kapitel „Der Hauptplatz“) – haben zu einem Gipfel medialer und politischer Aufmerksamkeit für diese Gruppe geführt. Für die soziale Arbeit mit den „Punks“ bedeutete dies zunächst eine Aufstockung finanzieller und personeller Ressourcen:

„Die Kronenzeitung zum Beispiel hat voll Gas gegeben. Ich war dem Journalisten ursprünglich sehr böse, bin ihm im Nachhinein aber dankbar, dass er so einen Blödsinn geschrieben hat und dass die Leut so reagiert haben. [...] Das heißt, plötzlich hat man hingeschaut, plötzlich gab es was, plötzlich war es nicht mehr nur mein Privatvergnügen, plötzlich habe ich Mitarbeiter bekommen, plötzlich habe ich ein Budget bekommen.“ (Otmar Pfeifer)

Zugleich unterliegt die Tätigkeit der SozialarbeiterInnen seither einer verschärften Kontrolle. Sie werden zur Verantwortung gezogen, wenn sich an der Situation nichts ändert, wenn die Zielvorstellungen der Mittel ausschüttenden (rechten) Hand des Staates nicht eingelöst werden. Diese Vorstellungen beschränken sich, so nimmt es den Anschein, auf oberflächliche Effekte, darauf, dass die sichtbare Oberfläche des Hauptplatzes von „Störfaktoren“ wie sozial deprivierten Personengruppen bereinigt wird.

Die in Gang gesetzten Kontrollmechanismen, die ganz grundlegend mit den Zielvorstellungen der lokalen Politik verbunden sind, treffen also nicht nur die Gruppe der „Punks“ selbst, sondern auch die SozialarbeiterInnen. Ihre Positionierung an der Schnittstelle ist nicht zuletzt von Ängsten vor öffentlichen Aberkennungsmechanismen eines ohnehin geringen beruflichen Prestiges und einer medialen Entwertungsmaschinerie begleitet: „Dass wir den Müll dort [Haus in der Kärntner Straße] weg räumen, das mach ich deshalb, damit ich den Krieg mit den Nachbarn nicht hab,“ (Otmar Pfeifer) der vermutlich zu weiteren medialen Hetzkampagnen gegen die „Punks“ und zu einem politischen Aufhorchen gegenüber der „Effizienz“ sozialarbeiterischer Maßnahmen führen würde. Obwohl es sich dabei zunächst um eine unerwünschte Situation in einem privaten Kontext handelt, führt diese Art der Kontrolle dazu, sie zu einer öffentlichen Angelegenheit zu machen. Die ständige Beobachtung von

außen wird nicht nur von den „Punks“, sondern zunehmend auch von sie Betreuenden als Belästigung empfunden.

Gleich zu Beginn des Gespräches machte Herr Pfeifer klar, dass die soziale Arbeit am Grazer Hauptplatz eine „unparteiische“ sei. Er kann und möchte sich nicht zur „Geisel der Punks“ machen, denn sein Auftrag besteht darin, zwischen unterschiedlichen Interessengruppen, die mit je verschiedenen Anliegen den Hauptplatz benützen, zu vermitteln:

Ich bin nicht verantwortlich für die Leut, ich bin zuständig für den Hauptplatz. Ich muss schauen, dass das alte Mutterl, der Polizist, der Standler, der Schaffner genauso Platz hat in meinem Verständnis.

Der Anspruch eines harmonischen Miteinanders bringt eine Relativierung sozialer Unterschiede und Ungleichheiten mit sich. Nicht mehr die Frage danach, wer denn nun wirklich einer Hilfe bzw. Unterstützung bedarf, steht im Vordergrund, sondern die Frage nach der Aufrechterhaltung einer Ordnung, die durch die Anwesenheit von Menschen aus sozial deprivierten Milieus, seien es Obdachlose oder „Punks“, empfindlich gestört wird. Mit diesem Auftrag werden die SozialarbeiterInnen paradoxerweise zu „AnwältInnen“ jener, die ohnehin eine starke Lobby hinter sich haben. Diese Dynamik drängt sie zunehmend dazu, sich, neben der Exekutive, für die Aufrechterhaltung der Ordnung zuständig zu fühlen. Die in England übliche Bezeichnung *soft cops* für SozialarbeiterInnen nimmt vor diesem Hintergrund auch für Grazer Verhältnisse Bedeutung an. Dass die befragten SozialarbeiterInnen selbst so überzeugt von diesem Zugang sind, zeugt wiederum davon, dass sie auch die Funktion eines verlängerten Arms der Politik übernehmen.

Als Referatsleiter nimmt Herr Pfeifer eine Position an der Schnittstelle unterschiedlicher Anforderungs- und Repräsentationssysteme ein. Die Diskrepanz zwischen institutionalisierten Autoritätsverhältnissen einerseits und faktischen Einflussverhältnissen andererseits macht es schwierig, die Ausgewogenheit der Macht zu überwachen, zumal er einerseits die Interessen der „Machtlosen“ zu vertreten hat, andererseits im Auftrag des Staates handelt, der über Entscheidungsautorität und finanzielle Ressourcen verfügt. Damit ist er *per se* dazu verurteilt, eine ambivalente Haltung einzunehmen. Von den „Punks“ wird er als Repräsentant jener Macht wahrgenommen, die sie für ihre Lage und Situation verantwortlich machen. Obwohl in der SozialarbeiterInnenszene oft von Aushandlung oder der Einberufung „runder Tische“ gesprochen wird, an denen alle Beteiligten, auch die KlientInnen ihre Bedürfnisse und Wünsche einbringen können, bleibt die Beziehung zwischen SozialarbeiterInnen und KlientInnen eine asymmetrische, und die Kommunikation zwischen ihnen ist nicht

herrschaftsfrei. Der Machtüberhang auf Seiten der SozialarbeiterInnen entspringt einerseits ihrer Position als RepräsentantInnen von Institutionen, andererseits der Abhängigkeit ihrer KlientInnen von ihnen (Elias 1986):

Ich hab [gegenüber der Polizei] den Vorteil dadurch, dass ich sie mit Wohnung versorgt habe, dass ich sie mit Arbeit versorge ... sie beißen weniger die Hand, die sie füttert. (Otmar Pfeifer)

Von Seiten der Politik wird Herrn Pfeifer die „Ineffizienz“ der sozialarbeiterischen Maßnahmen als Versagen angelastet. Er erzählte beispielsweise davon, dass durch die Arbeitsbetreuung und die Wohnbetreuung jene Gruppe von 30 Personen, die zunächst noch für Unruhe an öffentlichen Plätzen gesorgt haben, den Hauptplatz nur noch selten benutzen, seither aber eine Dynamik des Zuwachses an sozial Randständigen am Hauptplatz in Gang gekommen ist, die ihn ohnmächtig macht:

Es ist wie ein Vakuum: Alle anderen in Graz, die irgendwo anecken, kommen hierher. Das heißt, ich krieg Personen aus dem Bahnhofsmilieu, Alkoholiker oder vom Jakominiplatz. Wenn der Jakominiplatz stärker von der Polizei behandelt wird, hab ich sofort eine Zunahme von Personen da am Hauptplatz. Und auf die haben wir nicht so den Einfluss. Aber ich krieg das dann wieder zurückgespielt, dass sie sagen: "Warum tust du nichts? Warum machst du nichts? [...] Warum sind die noch immer da, obwohl sie ein eigenes Haus haben?" Es kann doch nicht sein, dass das soziale Problem von Graz allein über das Nadelöhr Hauptplatz gelöst werden soll.

Dazu kommt, dass diese „Neuzugänge“ am „Amt vor Ort“, wie einer der befragten Sozialarbeiter den Hauptplatz mittlerweile bezeichnet, nicht nur da sind und „stören“; sie wollen zudem sozialarbeiterische Hilfe in Anspruch nehmen. Sie wollen wissen, „wie das mit dem Häfen läuft, mit einer Bestätigung fürs Sozialamt oder wie man zu einer Gemeindewohnung kommt.“ Dass sich Herr Pfeifer dabei zunehmend überfordert fühlt, wird niemanden verwundern; schließlich bleibt es ihm überantwortet, diese Anliegen zu erfüllen oder nicht. Sein Wunsch ist es, diese Verantwortung, die sich derzeit auf seine Person beschränkt,

zur Institution zu bringen, einen Sozialwürfel, einen Sozialpoint aufzumachen, wo man hinkommen kann, wo man erfahren kann, was nötig ist und wo es was gibt. Das heißt, ich muss nicht sofort helfen, ich muss nur wissen, wo wer hilft.

Gerade die so genannte *dirty social work*, die Arbeit mit Wohnungslosen, Straffälligen, Drogenabhängigen, AlkoholikerInnen usw., treibt die für sie Zuständigen in immer größer werdende Zerreißproben. Abgesehen vom Rückzug des Sozialstaates und der Zunahme der Klientel, die die Handlungsmöglichkeiten der SozialarbeiterInnen verringern, um die Situationen tatsächlich zu verändern (Bourdieu 1997), zermürbt das Wissen um die Vergeblichkeit der Bemühungen, die Rückfallquoten und fehlenden Erfolgserlebnisse. Die Effekte dieser Entwicklung drücken sich auf Seiten der SozialarbeiterInnen darin aus, nur nicht allzu große Ansprüche an die eigene Arbeit zu stellen: Es gehe nicht darum, illusorische Verbesserungsansprüche der sozialen Situation der Gruppe zu erheben, sondern darum, ihren Status Quo zu erhalten, sie vor einem weiteren Abdriften zu bewahren. Die Ohnmacht einer gesellschaftlichen Gewalt gegenüber, die zu kontrollieren sie nicht im Stande sind – nicht zuletzt deshalb, weil die rechte Hand des Staates mit ihrem Auftrag grundlegend am eigentlichen Problem vorbei zielt –, tritt dann zu Tage, wenn es bereits zu spät ist:

Relativ viele gehen relativ früh drauf, weil sie derart ungesund leben. Wenn ich ab meinem 16., 17. Lebensjahr Alkoholmissbrauch betreibe – in Zusammenhang mit Drogen –, dann kann ich mit einer Lebenserwartung von zusätzlichen 15, maximal 20 Jahren rechnen. Dann ist es vorbei. [...] Und oft ist es eine Frage von Minuten, wo es sich zwischen Leben und Tod abspielt und die Wahrscheinlichkeit, dass es gut geht, ist ... Ich kann es auch nicht verhindern und ich will es gar nicht verhindern. Was soll ich tun? Das wäre das Gleiche, wie wenn ich sag, es darf heuer nicht schneien. (Otmar Pfeifer)

Der einzige Unterschied zu den Obdachlosen bestehe darin, meint Herr Pfeifer abschließend, dass „aufgrund des noch nicht so weit fortgeschrittenen Alters noch nicht so viele Verlusterlebnisse“ da seien. Seine „Zuwendung“ sei deshalb eine größere, weil das Potenzial des jüngeren Alters – wenn auch in geringem Maße – Chancen bereithalte, darauf zu hoffen, dass die „Punks“ aus ihrer „scheußlichen“ Situation aus- und aufsteigen.

Die „linke Hand des Staates“, „kleine Beamte“, wie Bourdieu sie bezeichnet (Bourdieu 1997), die damit beauftragt sind, soziale Funktionen zu erfüllen, seien es LehrerInnen, ErzieherInnen oder SozialarbeiterInnen, sind im Zuge der neoliberalen Marktwirtschaft von einer regelrechten Entwertungslogik ihrer gesellschaftlichen Position getroffen. Jene, die sich um gesellschaftlich an den Rand Gedrängte kümmern, werden in ihrem eignen Feld an den Rand gedrängt und die Anerkennung für ihre Arbeit hält sich in Grenzen. Sie werden mit der Klientel, die sie betreuen, auf eine Stufe gestellt. Dieser Effekt kann so weit führen, dass SozialarbeiterInnen in der öffentlichen Wahrnehmung mit ihren KlientInnen verwechselt werden. Ein Mitarbeiter von Herrn Pfeifer erzählte davon, wie es ihm immer wieder passiere,

dass er während seiner Arbeit am Grazer Hauptplatz von PassantInnen Cents zugesteckt bekomme oder:

Das letzte Mal war ich mit einem dort bei der Polizei. Sage ich, ich will eine Ratenvereinbarung machen. Sagt er: „Ausweis“. Geb ich ihm meinen Ausweis, weil der andere keinen hat, schaut der Polizist nach und sagt: „Gegen Sie liegt ja gar nichts vor.“ Hat der bei mir nachgeschaut [lacht].

Soziale Arbeit mit Randgruppen der Gesellschaft fordert häufig flexibles, unkonventionelles und rasches Handeln. Diese Eigenschaften widersprechen im Wesentlichen der Logik von Institutionen, die in ihrer Schwerfälligkeit und Beharrlichkeit gesellschaftliche Veränderungen bremsen. Die Macht und das Beharren von Institutionen auf Gesetzen, Regeln und Normen sind ihren AkteurInnen inkorporiert. Dass Herr Pfeifer und seine MitarbeiterInnen häufig informelle, unkonventionelle, kreative Wege einschlagen oder nach „Nischenlösungen“ suchen, um ihren Auftrag zu Helfen erfüllen zu können, zeugt davon, dass sie ein bestimmtes Maß an Widerstand gegen die institutionelle Logik erhalten konnten.

Schlussbemerkung

Mit einem verstehenden Zugang (Bourdieu 1997) versuchten wir, die Diskurse zu entwirren, die die Problematik um die Punks am Grazer Hauptplatz heraufbeschwört haben und die aufgrund ihrer Involviertheit nur schwer zu einer Lösung beitragen können. Es handelt sich in erster Linie um einen politisch-ideologischen Konflikt. Die Einblicke in die Lebenswelten der Punks machten die Aporien der Freiheit, die Schattenseiten von Individualisierung, sozialer Ausdifferenzierung und Ökonomisierung auf beklemmende Weise deutlich. Sie stellen keine Gefährdung dar, wie immer wieder suggeriert wird, sondern eine gefährdete Gruppe Jugendlicher und junger Erwachsener, die in einer Spirale von Abwertungen, Verdrängungen, Ausschlüssen und sozialen Korrekturmaßnahmen gefangen sind. Die Verdrängung aus dem öffentlichen Blickfeld bedeutet keine Lösung, sondern im Gegenteil eine Verschärfung des Problems. Es ist lediglich ein weiterer Schritt der gesellschaftlichen Ausgrenzung.

Jene, die sich die Etikette der Humanität geben und die die „Punks“ am liebsten nicht sehen möchten, seien mit Gerhard Rehn darauf hingewiesen, dass es bei solchen Gruppen nicht um aus der Gesellschaft auszumerzende Übel handelt, sondern um einen Ernstfall der Humanität, an dem sie sich zu bewähren hat (Eisenberg 2004), indem sie der „Zweckentfremdung“ der Integrationsfähigkeit ihrer Städte entgegen wirkt (Feldtkeller 1994). Soziale Differenz ruft die Schattenseiten der Gesellschaft, zum Teil durchaus schmerzhaft, in Erinnerung. Wenn man soziale Differenz und abweichende Lebensstile als von strukturellen gesellschaftlichen Zwängen generiert begreift, wird vielleicht bewusst, dass die Gesellschaft, zu der man selbst gehört, an diesen – breiter werdenden – Randbereichen versagt hat. Eine Lösung des Problems kann nur darin liegen, die strukturellen Mechanismen zu erkennen, unter denen soziale und kulturelle Differenz entsteht und perpetuiert, wenn nicht verschärft, wird. Dies ist eine makrogesellschaftliche Aufgabe, die etwa im Bereich des Umgangs mit straffällig gewordenen jungen Menschen ansetzen kann, um sie nicht ein Leben lang *de facto* vom Arbeitsmarkt auszuschließen – das Konzept der *City-as-school*²⁵ gibt diesbezüglich interessante Anregungen – und in der Stärkung der Verantwortlichkeit des Sozialstaates für Maßnahmen, die Arbeitslosigkeit und ökonomischen Druck, die mit dem Primat der neoliberalen Ökonomie zunehmend um sich greifen, strukturell abfedern können. Dabei kann es nicht um kosmetische Lösungen wie die Entfernung störender Elemente oder darum gehen,

²⁵ Seit den neunziger Jahren gibt es in mehreren großen Städten in Deutschland alternative Schulen, für SchülerInnen, „die mehr erfahren und gesehen haben als manche ihrer Lehrer und zuwenig von dem, was man Geborgenheit nennt.“ (Scheer 2004) Der Besuch dieser Schulen ist freiwillig und zielt darauf ab, die Erfahrungen, die diese jungen Menschen gemacht haben, die Lebenserfahrung, in Stärken umzuwandeln, da aufgrund der biografischen Verläufe der SchülerInnen eine Integration in konventionelle Ausbildungsstrukturen nicht mehr möglich ist.

„Arme anstatt Armut“ zu bekämpfen (Robe 1999).

Auf dem Weg dorthin ist jede einzelne Geschichte eines scheiternden Lebens ein politisches Argument, das repräsentativ für die sozialen und kulturellen Brüche der ökonomisierten und flexibilisierten Gesellschaftsstruktur steht, an der immer mehr Menschen zerbrechen, weil sie im System nicht mithalten können (Katschnig-Fasch 2003).

Mit der vorliegenden kulturwissenschaftlichen Analyse können soziale Probleme nicht gelöst werden. Lösungen aber rücken in unerreichbare Ferne, wenn auf Analysen verzichtet wird und man sich mit Vorurteilen begnügt. So versteht sich die vorliegende Studie als ein Beitrag, der darauf abzielt, der Komplexität der Verschlungenheit der Realität gerecht zu werden.

Literatur

- Alheit, Peter u.a. (1994): Die Kehrseite der „Erlebnisgesellschaft“. Eine explorative Studie (Werkstattberichte des Instituts für angewandte Biographie- und Lebensweltforschung IBL, Bd.1), Bremen.
- Augé, Marc (1992): Non-lieux, Paris.
- Bäck, Karl, Kreidl, Margret, Papst, Hermann (1989): Jugend in Graz. Ein Forschungsbericht (im Auftrag des Vereins für kommunale Jugend- und Kulturarbeit), Graz.
- Baer, Hans. A., Singer, Merrill, Susser, Ida (1997): Medical anthropology and the world system. A critical perspective, New York.
- Bauman, Zygmunt (1999): Unbehagen in der Postmoderne, Hamburg.
- Blum, Elisabeth (Hg.) (1996): Wem gehört die Stadt? Armut und Obdachlosigkeit in den Metropolen, Basel.
- Bourdieu, Pierre (1983): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt / Main.
- Bourdieu, Pierre et al. (1997): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz.
- Bourdieu, Pierre (1998): Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt / Main.
- Brand, Volker (1993): Jugendkulturen und jugendliches Protestpotential: Sozialgeschichtliche Untersuchung des Jugendprotestes von der Jugendbewegung zu Beginn des Jahrhunderts bis zu den Jugendkulturen der gegenwärtigen Risikogesellschaft, Frankfurt / Main.
- Brock, Bazon (o.J.): „Mode“, in: Anziehungskräfte, Ausstellungskatalog, a.a.O., 360-362.
- Büsser, Martin (1997): Die verwaltete Jugend. Punks vs. Techno. Zur Konstruktion von Jugendbildern, in: Spokk (Hg.): Kursbuch Jugendkultur, Mannheim.
- Dangschat, Jens S. (1996): Du hast keine Chance, also nutze sie! Arme Kinder und Jugendliche in benachteiligten Stadtteilen, in: Mansel, Jürgen, Klocke, Andreas (Hg.): Die Jugend von heute. Selbstanspruch, Stigma und Wirklichkeit, Weinheim – München, 152-173.

- Davis, Mike (1990): *City of Quartz. Ausgrabungen der Zukunft in Los Angeles und neuere Aufsätze*, Berlin.
- Douglas, Mary (1985): *Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu*, Berlin.
- Durkheim, Emile (1897): *Der Selbstmord*, Aufl. 1983, Frankfurt / Main.
- Ehrenberg, Alain (1998): *La Fatigue d'être Soi. Dépression et société*, Paris.
- Eisenberg, Götz (2004): *Das Monströse als Ernstfall der Humanität. Entwicklungen im Strafvollzug aus der Sicht eines ehemaligen Gefängnis Pfarrers*, In: Grass, Günter, Dahn, Daniela, Strasser, Johano (Hg.): *In einem reichen Land. Zeugnisse alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, München, 573-592.
- Elias, Norbert (1986): *Was ist Soziologie?* München.
- Feldtkeller, Andreas (1994): *Die zweckentfremdete Stadt. Wider die Zerstörung des öffentlichen Raumes*, Frankfurt / Main – New York.
- Foucault, Michel (1975): *Surveiller et punir*, Paris.
- Foucault, Michel (1969): *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*, Frankfurt / Main.
- Gans, Herbert (1992): *Über die positiven Funktionen der unwürdigen Armen. Zur Bedeutung der „underclass“ in den USA*, in: *Armut im modernen Wohlfahrtsstaat*, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 32, 48-62.
- Geertz, Clifford (1983): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt / Main.
- Glaß, Christian, Voigt, Bodo (2000): *Punks in Beschäftigung. Projekte und Maßnahmen zur Integration arbeitsloser Jugendlicher/ junger Erwachsener durch Arbeit. Beispiele konkreter Jugendhilfe aus Bremen und Rostock (SOCIALIA. Studienreihe Soziologische Forschungsergebnisse, Bd. 44)*.
- Grimm, Stephanie (1998): *Die Repräsentation von Männlichkeit in Punk und Rap*, Tübingen.
- Gros, Frédéric (2004): *Michel Foucault*, Paris.

- Hainzl, Joachim (1992): Zur Topologie des Abfalls in der Stadt am Beispiel Graz. Auf der Suche nach Gemeinsamkeiten im Umgang zwischen materiellem und sozialem Abfall - ein Versuch, [unv. Dipl. Innsbruck].
- Heitmeyer, Wilhelm, Dollase, Rainer, Backes, Otto (Hg.) (1998): Die Krise der Städte. Analysen zu den Folgen desintegrativer Stadtentwicklung für das ethnisch-kulturelle Zusammenleben, Frankfurt / Main.
- Heitmeyer, Wilhelm (2002): Süchtig nach Anerkennung. Die prekäre Normalität: Wer nicht auffällt, wird nicht wahrgenommen – ist ein Nichts, in: DIE ZEIT, Nr. 19 / 2002 [2. 5. 2002].
- Simon, Titus (2001): Wem gehört der öffentliche Raum? Zum Umgang mit Armen und Randgruppen in Deutschlands städtischen Räumen. Gesellschaftliche Entwicklungen, rechtliche Grundlagen und empirische Befunde, Opladen.
- Hitzler, Ronald, Honer, Anette (1994): Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung, In: Beck, Ulrich, Beck-Gernsheim Elisabeth (Hg.): Riskante Freiheiten, Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt / Main.
- Hitzler, Ronald (1997): Der unberechenbare Bürger. Über einige Konsequenzen der Emanzipation der Untertanen, In: Beck, Ulrich (Hg.): Kinder der Freiheit, Frankfurt / Main.
- ISOP (2000): Die Augen der Herrschenden. In Politik, Arbeitswelt & Alltag an Auswegen arbeiten, Graz.
- Jahoda, Marie, Lazarsfeld, Paul F., Zeisel, Hans (1933): Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch, Aufl. 1975, Frankfurt / Main.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth (1999): Im Wirbel städtischer Raumzeiten, In: Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde, Sonderband 3, 8-33.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth (Hg.) (2003): Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus, Wien.
- Knecht, Michi (Hg.) (1999): Die andere Seite der Stadt. Armut und Ausgrenzung in Berlin, Köln – Weimar – Wien.

- Koolhaas, Rem, Mau, Bruce (1998): S, M, L, XL, New York.
- Krebs, Thomas (2001): Platzverweis. Städte im Kampf gegen Außenseiter, Tübingen.
- Mädje, Eva, Neusüß, Claudia (1996): Frauen im Sozialstaat: Zur Lebenssituation alleinerziehender Sozialhilfeempfängerinnen, Frankfurt / Main.
- Manfredonia, Gaetano (1996): L'anarchisme en Europe, Paris.
- Marcus, Greil (1996): Lipstick Traces. Von DADA bis Punk. Eine geheime Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts, Reinbek b. Hamburg.
- Newmann, Oscar (1972): Defensible space: Crime Prevention Through Urban Design, New York.
- Noller, Peter (1999): Globalisierung, Stadträume und Lebensstile. Kulturelle und lokale Repräsentationen des globalen Raums, Opladen.
- Park, Robert E. (1928): Human Migration and the Marginal Man, In: American Journal of Sociology, 33, 881-893.
- Leitner, Egon (2000): Bourdieu und die helfenden Berufe, In: ISOTOPIA (Hg.): Die Augen der Herrschenden. In Politik, Arbeitswelt und Alltag an Auswegen arbeiten, Graz, 174-183.
- Pialoux, Michel / Beaud, Stéphane (1997): Stamarbeitnehmer und befristet Beschäftigte, In: Bourdieu, Pierre et al. (1997): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz, 307-321.
- Robe, Conni (1999): „... und raus bist du!“ Wie soziale Probleme in der Berliner Innenstadt ausgeblendet werden, In: Knecht, Michi (Hg.): Die andere Seite der Stadt. Armut und Ausgrenzung in Berlin, Köln – Weimar – Wien, 30-41.
- Ruddick, Susan (1998): Modernism and Resistance. How „homeless“ youth sub-cultures make a difference, In: Skelton, Tracey, Valentine, Gill (Hg.): Cool Places. Geographies of Youth Cultures, London – New York, 343-360.

- Scheer, Regina (2004): "Eisig weht mir der Wind über das Gesicht." Straßenkinder in Deutschland, In: Grass, Günter, Dahn, Daniela, Strasser, Johano (Hg.): In einem reichen Land. Zeugnisse alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, München, 309-319.
- Schiffauer 1997: Die Angst vor der Differenz. Zu neuen Strömungen in Kultur- und Sozialanthropologie, In: Schiffauer, Werner (1997): Fremde in der Stadt, Zehn Essays über Kultur und Differenz, Frankfurt / Main, 157-171.
- Vester, Michael (2000): Von der Integration zur sozialen Destabilisierung: Das Sozialmodell der Bundesrepublik und seine Krise, in: Journal für Konflikt- und Gewaltforschung, 1, 4-27.
- Wacquant, Loïc (1999): Les prisons de la misère, Paris.
- Wacquant, Loïc (2002): Scrutinizing the street: Poverty, morality, and the pitfalls of urban ethnography, in: The American Journal of Sociology, 107, 6, ABI/INFORM Global, 1468-1532.
- Welz, Gisela (1994): Casitas in New York. Großstadt, Tradition und Volkskunde, In: Kuckuck. Notizen zu Alltagskultur und Volkskunde, 1, 16-19.
- Willis, Paul (1982): Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule, Frankfurt / Main.
- Zilian, Hans Georg, Moser, Johannes (1989): Der rationale Schmarotzer, in: Prokla, 19. Jg., Nr. 4, Heft 77, 33-54.
- Zilian, Hans Georg (1998): Satanische Masken. Jugend und Rechtsorientierung in der österreichischen Provinz, Frankfurt / Main.
- Zilian, Hans Georg, Verhovsek, Johann (1998): Das Anforderungsprofil von Hilfskräften. Studie im Auftrag des IQUA – Schulungszentrum Fohnsdorf, Graz.
- Zoll, Rainer (1993): Alltagssolidarität und Individualismus. Zum soziokulturellen Wandel, Frankfurt / Main.
- Zukin, Sharon (1998): Städte und die Ökonomie der Symbole, In: Kirchberger, Volker, Götschel, A. (Hg.): Kultur in der Stadt, Opladen, 27-40.

Elektronische Quellen

Kathan, Bernhard: Gehn mer Tauben vergiften im Park, 2001, in:

<http://www.gazette.de/Archiv/Gazette-Dezember2001/Kathan.html> [12.10.2004]

http://www.graz.at/x_wahl2003/erg/grwahl/bez99.htm (Gemeinderatswahl 2003) [15.1.2005]

<http://www.verwaltung.steiermark.at/cms/ziel/531963/DE/> (Landtagswahl 2000) [15.1.2005]

<http://www.celebration.com> [14.12.2004]